



*1945 – 2015
AUS DEM SCHATTEN
DES KRIEGES*

**IMPULSE FÜR EINE PASTORAL
DER HEILENDEN ERINNERUNG UND VERSÖHNUNG**

ZUM GEDENKEN AN ALLE FRAUEN, MÄNNER UND KINDER,
DEREN LEBENSWEG VOR DER ZEIT IN DEN KRIEGEN
DIESER WELT EIN GEWALTSAMES ENDE GEFUNDEN HAT
UND DIE AM WEGSRAND LIEGEN GEBLIEBEN SIND,
SOWIE AN DIEJENIGEN, DIE TRAUERN UND UNTER DER
LAST DER ERINNERUNG LEIDEN.



1945 – 2015
AUS DEM SCHATTEN DES KRIEGES

**IMPULSE FÜR EINE PASTORAL
DER HEILENDEN ERINNERUNG UND VERSÖHNUNG**

INHALT

VORWORT	5
EINFÜHRUNG	6
WAS GEHT UNS DAS AN? – FLÜCHTLINGE: BÖHMEN, POMMERN, SYRIEN Von Andreas Kossert	8
AM KALTEN HAFF – ZU FUß VON KÖNIGSBERG NACH DANZIG Von Britta Julia Dombrowe	12
DIE STUNDE DER FRAUEN – TEXTAUSZÜGE	18
ACHTSAME HÄNDE – DIE „TOUCLIFE“-PRAKTIKERIN HANNA KRSTIC Von Beatrice Tomasetti	23
MEDITATION ZUM „GEBET IN DER FREMDE“ Von Rainer Maria Kardinal Woelki	28
LEIDENSWEGE VON FRAUEN – IM KRIEG UND 70 JAHRE DANACH EINFÜHRUNG IN DIE GLEICHNAMIGE AUSSTELLUNG Von Britta Julia Dombrowe	30
„DIE KUNST SOLL SO SEIN WIE DAS LEBEN SELBST“ DER „HEILS- UND LEIDENSWEG“ VON MONIKA BRENNER	35
HINTER JEDEM MENSCH STEHT EINE GESCHICHTE DINGE FANGEN AN ZU SPRECHEN	37
BROT DES LEBENS – MEDITATION Von Eva-Maria Will	41
DU BIST MEINE ALLERLETZTE HOFFNUNG – SPIRITUELLE IMPULSE ZUR AUSSTELLUNG Von Aurica Nutt	42
BEI GOTT GEHT NIEMAND VERLOREN ZUM GEDENKEN AN DIE LEBENDEN UND DIE TOTEN Von Eva-Maria Will	44
„WIR KRIEGSKINDER – WIE DIE ANGST IN UNS WEITERLEBT“ HEILENDE ERINNERUNG AN FLUCHT, VERTREIBUNG UND ANDERE KRIEGSERLEBNISSE Von Bettina Goebel	47
SEELISCHE TRÜMMER – DIE NACHKRIEGSGENERATION IM SCHATTEN DES KRIEGSTRAUMAS Von Bettina Alberti	49
ALS WÄRE ES MEIN EIGENES SCHICKSAL... – DER „MISSIO-FLUCHT-TRUCK“ Von Beatrice Tomasetti	58
DIE BEGEGNUNG SUCHEN ALS AUFTRAG – PODIUMSDISKUSSION Von Beatrice Tomasetti	61
„ICH WAR FREMD, UND IHR HABT MICH AUFGENOMMEN“ – TALK AM DOM Von Beatrice Tomasetti	64
FILMGESPRÄCH – MEDIENPÄDAGOGISCHE HINWEISE Von Bettina Goebel	68
LESUNG „DIE STUNDE DER FRAUEN“ – MEDIENPÄDAGOGISCHE HINWEISE Von Maren Gottschalk	72
„BIRG MICH IM SCHATTEN DEINER FLÜGEL“– ÖKUMENISCHER GOTTESDIENST Zusammengestellt von Kordula Bründl und Barbara Reible	74
AUSGEWÄHLTE LITERATUR	77
ADRESSEN UND LINKS	79
AUTORINNEN UND AUTOREN	80
DIE FLANKIERENDEN AUSSTELLUNGSMATERIALIEN IM ÜBERBLICK	81
VERANSTALTUNGSPROGRAMM ZUR AUSSTELLUNG	81
IMPRESSUM.	83

VORWORT

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER!

„Wir gewähren Vergebung und bitten um Vergebung.“ 20 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges – und kurz vor dem Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils – schrieben die polnischen Bischöfe im November 1965 einen bedeutenden Hirtenbrief an ihre deutschen Amtsbrüder. Nach den Greueln, die durch das nationalsozialistische Gewaltregime verübt wurden, unter denen nicht zuletzt das polnische Volk schwer zu leiden hatte, drückten die Bischöfe ihren Wunsch nach Versöhnung in diesem Satz aus. Mit dem damals von ihnen eingeleiteten Briefwechsel und Gesprächsprozess haben die Kirchen die Voraussetzungen und die Grundlage für einen neu zu beginnenden Dialog der Politiker beider Länder und für die spätere Aussöhnung der Völker geschaffen.

Inzwischen sind 70 Jahre seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges vergangen. Im Rahmen zahlreicher Gedenkveranstaltungen wurde überall auf der Welt an die Millionen von Menschen erinnert, die zu den Opfern des Krieges zählen, der von Deutschland ausging. Die Zahlen der Gefallenen, Verschleppten und Gefolterten, der Ermordeten, Vergewaltigten, Verwitweten und Verwaisten allein reichen nicht aus, um zu zeigen, welche menschlichen Schicksale sich im Einzelnen dahinter verbergen und welche Tragödien sich damals abgespielt haben. Vielmehr ist es die konkrete Berührung mit den individuellen Geschichten von Männern, Frauen und ganzen Familien, die dafür sensibilisieren, wie grausam der Krieg war und wie grausam jeder Krieg zu allen Zeiten ist.

Auch aktuell sind Millionen von Männern, Frauen und Kindern aus vielen Teilen der Welt vor Krieg, Hunger und Gewalt auf der Flucht. Damit scheinen sich die Erfahrungen so vieler Menschen zu wiederholen, die infolge des Zweiten Weltkrieges fliehen und sich eine neue Heimat suchen mussten. Auch heute begeben sich wieder viele Menschen auf einen gefährlichen Weg, um in Europa eine sichere Zuflucht zu finden. Die Kirchen haben sich dieser Herausforderung in besonderem Maße gestellt und heißen die Schutzsuchenden nicht nur willkommen, sie suchen auch aktiv nach Möglichkeiten, sie in die Gesellschaft zu integrieren. Im Erzbistum Köln hat Rainer Maria Kardinal Woelki mit der „Aktion Neue Nachbarn“ den Rahmen für eine Flüchtlingshilfe geschaffen, die an die biblische Gastfreundschaft anknüpft. Viele Helferinnen und Helfer in unseren Gemeinden, Verbänden und Einrichtungen haben sich dieser Initiative angeschlossen.

Im Frühjahr 2015 standen in der Reihe „Der lange Schatten des Krieges. Frauenerfahrungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart“ die Spätfolgen des Krieges, aber auch die Herausforderungen für die aktuelle Flüchtlingssituation im Mittelpunkt. Ich freue mich sehr, dass in der vorliegenden Dokumentation der Veranstaltungsreihe Impulse für die Weiterarbeit an diesem existentiellen Thema formuliert werden.



Petra Dierkes

Petra Dierkes
Leiterin der Hauptabteilung Seelsorge

EINFÜHRUNG

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER!

Vor einigen Jahren moderierte ich beim „Aschermittwoch der Frauen“ im Erzbistum Köln zum Thema „Biographiearbeit“ einen Arbeitskreis, an dem mehrere Frauen teilnahmen, die noch den Zweiten Weltkrieg miterlebt hatten. Bei den Gesprächen nahm ich wahr, wie schwer sich einige von ihnen taten, von ihren Erfahrungen und Erlebnissen im Krieg und in der unmittelbaren Nachkriegszeit zu erzählen. Ähnliche Beobachtungen haben sich für mich bei späteren Veranstaltungen wiederholt. Gleichzeitig deckt sich das mit meinen persönlichen Erfahrungen in der eigenen Familie, in der ebenfalls bis heute vieles unausgesprochen geblieben ist. Zwar sind die Vorgeschichte und die politischen Folgen des Zweiten Weltkrieges sowie des Nationalsozialismus zumindest in Westdeutschland in den letzten Jahrzehnten stets Gegenstand der Forschung gewesen, aber die psychischen Spätfolgen waren es nicht. Wie wichtig es ist, sich damit zu befassen, belegen die Berichte von Pflegekräften, Ärzten, Therapeuten und Seelsorgern, die sich tagtäglich in den Altenheimen und Hospizen um Frauen und Männer kümmern, die erschütternde, verstörende lebensgeschichtliche Erfahrungen mit sich herumschleppen. Darüber hinaus leiden auch deren Nachkommen oft unter den Unsicherheiten und Ängsten, die sie unbewusst von ihren Eltern und Großeltern mitbekommen haben.

Mit dem Internationalen Kriegskinderkongress, der erstmals im Jahr 2005 in Frankfurt veranstaltet wurde, ist die Öffentlichkeit immer mehr auf die Generation der sogenannten Kriegskinder aufmerksam geworden, das heißt, auf die Frauen und Männer der Erlebnisgeneration des Krieges. Inzwischen gibt es mehrere Foren, in denen die heute betagten Kriegskinder und auch die sogenannten Kriegsenkel angefangen haben, über ihre Kindheitserlebnisse und Ängste zu sprechen. Mit ihrem Buch „Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen“ hat die Kölner Journalistin und Autorin Sabine Bode einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, dass das Thema in die breite Öffentlichkeit gelangt ist. Zu diesem Themenkomplex „Deutsche Vergangenheit“ gehören auch die millionenfachen Erfahrungen mit Flucht und Vertreibung. Allerdings hat sich die deutsche Gesellschaft lange Zeit damit schwer getan, weil man die Heimatvertriebenen Jahrzehnte lang generell unter Revanchismusverdacht gestellt hatte. Man fürchtete, sie würden Besitzansprüche auf die verlorene Heimat geltend machen. Doch die Lebensgeschichten dieser Vertriebenen wollte kaum jemand hören. Damit wurden weder die Leiden noch die Leistungen der Frauen gewürdigt, die sich damals unter schwierigsten Bedingungen auf den Weg machen mussten. Denn anders als heute waren 1945 Flucht und Vertreibung vor allem ein Frauenschicksal. Schließlich waren es die Frauen und Mütter, die angesichts der abwesenden Männer allein mit ihren Kindern und den oft hochbetagten Alten ihre Heimat verlassen mussten.

Auch die Toten, die bei Flucht und Vertreibung sprichwörtlich auf der Strecke geblieben oder ertrunken waren und nicht begraben werden konnten, sind kaum im öffentlichen Bewusstsein – selbst wenn der 2015 verstorbene Literaturnobelpreisträger Günter Grass in seiner Novelle „Im Krebsgang“ die dramatische Geschichte vom Untergang der „Wilhelm Gustloff“ erzählt und den mehr als 9.000 Menschen, die dabei den Tod fanden, ein wichtiges literarisches Denkmal setzt.

Vor diesem Hintergrund entstand mit Blick auf das Gedenkjahr 2015 die Projektidee, Räume für das Gespräch und die Auseinandersetzung, für das Gedenken und die Fürbitte im Gottesdienst anzubieten. Federführend umgesetzt wurde dieses Projekt durch die Abteilung Erwachsenenseelsorge in Kooperation mit Einrichtungen des Bildungswerkes der Erzdiözese Köln e.V., dem Kölner Domforum, der Hauptabteilung Schule/Hochschule und der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn.

An dieser Stelle möchte ich mich besonders bei Bettina Goebel, Leiterin der Katholischen Familienbildungsstätte Bergisch Gladbach, und Rainer Will, stellvertretender Leiter des Katholischen Bildungswerkes Köln, bedanken, die sich mutig mit mir auf den Weg gemacht haben. Die geplante Veranstaltungsreihe sollte sich an die Angehörigen der Erlebnisgeneration, an die nachwachsende Generation und alle diejenigen richten, die beruflich mit den Spätfolgen des Krieges zu tun haben bzw. heute in der Flüchtlingshilfe tätig sind. Mitten in die Planungsphase hinein fiel im August 2014 der Beschluss des Bundeskabinetts, ab dem Jahr 2015 jährlich am 20. Juni der Opfer von Flucht und Vertreibung zu gedenken. Mit diesem Datum knüpft die Bundesregierung an den bereits bestehenden Weltflüchtlingstag der Vereinten Nationen an und erweitert das Flüchtlingsgedenken dieses Tages um das Schicksal der Vertriebenen. Nur wenige ahnten zu diesem Zeitpunkt, dass die Zahl der Menschen, die vor Krieg, Elend und Perspektivlosigkeit weltweit fliehen, stetig steigen und die Flüchtlingskrise zur Zerreißprobe für Europa werden würde.

Zu ihnen aber kann gewiss Papst Franziskus gerechnet werden, der bereits im Juli 2013 bei seinem Besuch auf der Insel Lampedusa, wo er im Rahmen eines Gottesdienstes an die hunderte im Mittelmeer ertrunkenen Flüchtlinge dachte, auch die „Globalisierung der Gleichgültigkeit“ beklagte und fragte: „Wer hat über das alles und über Dinge wie diese geweint, über den Tod von unseren Brüdern und Schwestern? Wer hat über die Menschen geweint, die in den Booten waren? Über die jungen Mütter, die ihre Kinder trugen? Über die Männer, die etwas zum Unterhalt ihrer Familien suchten?“ Ich bin sicher, dass nicht zuletzt der Anblick der Toten, der Zuflucht Suchenden und der Armen den Papst dazu bewegt hat, für 2016 ein „Jahr der Barmherzigkeit“ auszurufen, um damit angesichts der großen Herausforderungen eine Kultur des Mit-Leidens zu fördern, die Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit oder gar Ausgrenzung und Hass überwindet.

Vom 10. Februar bis zum 21. Mai 2015 konnte in Köln, Bergisch Gladbach und Bonn die Veranstaltungsreihe mit rund 5.000 Teilnehmenden durchgeführt werden. Dabei hat sich gezeigt, wie wichtig weiterhin eine Pastoral der heilenden Erinnerung und Versöhnung ist, solange Menschen von den Folgen des Krieges betroffen sind. Das gilt gleichermaßen für die vielen Flüchtlinge, die unter den Folgen von Gewalt und Terror leiden und heute Zuflucht bei uns in Deutschland suchen. Sie benötigen vor allem sichere Aufenthaltsbedingungen, Unterkünfte und Arbeit, aber auch Angebote, wie Therapie und Seelsorge.

Im Folgenden finden Sie Beiträge, die die Veranstaltungsreihe „Der lange Schatten des Krieges“ dokumentieren, sowie Impulse und Material für die Weiterarbeit an einem Thema, das viele Menschen berührt und von großer Dringlichkeit ist. Dabei sind die heilende Erinnerung und das Engagement für die Flüchtlinge heute untrennbar miteinander verknüpft, wie der Eintrag eines Besuchers der Ausstellung in der Minoritenkirche ins Gästebuch deutlich macht: „Aus der Kenntnis der Vergangenheit lasst uns Gegenwart und Zukunft gestalten!“



Go-cher Liebe

Eva-Maria Will

Referentin in der Abteilung Erwachsenenseelsorge

WAS GEHT UNS DAS AN?

Beobachtungen in einem Land im Jahr 70 nach Kriegsende

Zum Auftakt der Reihe hielt Dr. Andreas Kossert den Eröffnungsvortrag am 10. Februar im Kölner Domforum. Seine Ausführungen basierten im Wesentlichen auf seiner Studie „Kalte Heimat“ aus dem Jahr 2008 und einem kurz zuvor erschienenen Beitrag in der Wochenzeitung DIE ZEIT, der nachfolgend dokumentiert ist.

FLÜCHTLINGE: BÖHMEN, POMMERN, SYRIEN

Wer heute gegen Einwanderung auf die Straße geht, verdrängt die eigene Migrationsgeschichte. In der Nachkriegszeit hat das Land Millionen Vertriebene aus dem Osten aufgenommen – und von ihnen profitiert.

Von Andreas Kossert

„Bitte weiterflüchten“ war in den vergangenen Wochen immer wieder auf den Transparenten der Pegida-Wutbürger zu lesen – eine Aufforderung, die an Zynismus kaum zu überbieten ist. Zugleich zeugt sie von einer erschütternden Vergesslichkeit, denn viele, die derzeit von „Überfremdungsängsten“ getrieben auf die Straße gehen, verdrängen offenbar, dass ihre eigenen Eltern oder Großeltern nach 1945 als Flüchtlinge ins besetzte Nachkriegsdeutschland kamen.

Kürzlich war in London die Ausstellung *Germany. Memories of a Nation* im British Museum zu sehen. Unter den Objekten, die dort die deutsche Geschichte repräsentierten, war auch ein Handwagen, mit dem eine deutsche Familie 1945 aus Pommern in den Westen floh. In London, scheint es, hat man die Bedeutung des Fluchtgeschehens für die deutsche Gesellschaft besser erkannt als hierzulande.

Bis zu 14 Millionen Deutsche verloren 1945 ihre Heimat. Ihre Vertreibung war die Konsequenz der barbarischen deutschen Besatzungsherrschaft während des Zweiten Weltkrieges. Aus Ostpreußen, Pommern, Schlesien, Böhmen, aus der Zips, aus Reval, aus Siebenbürgen, aus der Dobruzscha machten sie sich auf den Weg nach Westen. Es kamen Deutsche zu Deutschen. Ihre kulturellen und mentalen Prägungen aber waren gänzlich andere als die der Menschen hierzulande. So trafen in den vier Besatzungszonen nach 1945 Bauern aus dem ukrainischen Wolhynien auf urbane Rheinländer, Breslauer Großbürger auf Oberbayern vom Lande. Dialekte, Mentalitäten, Konfessionen und Sozialisationen – die Differenzen konnten kaum größer sein.

Die Vertreibung der Deutschen bildete ein wichtiges Kapitel jener großen europäischen Erzählung



Leicht hatten es die Zuflucht Suchenden auch damals nicht. Dennoch ist ihre Integration auf lange Sicht gelungen, und über die Jahre haben die Entwurzelten aus dem Osten Deutschland zu einem anderen Land gemacht. Die Bundesrepublik, wie wir sie heute kennen, ist ohne sie nicht zu denken. Daran zu erinnern könnte Ängste und Befürchtungen nehmen, ja Empathie für Menschen wecken, die heute ihre Heimat verlieren. Mehr noch: Angesichts brennender Flüchtlingsheime und der Aufmärsche selbst ernannter Wächter des Abendlandes scheint es 70 Jahre nach Kriegsende geradezu zwingend, den Blick zurückzurichten.



von Zwangsmigration, die mit den „ethnischen Säuberungen“ nach dem Ersten Weltkrieg begann und 1945 ihren Höhepunkt erreichte – 60 bis 80 Millionen Heimatlose zählte man damals in Europa. Bis heute setzt sich diese Geschichte von Flucht und Vertreibung fort. Abertausende Flüchtlinge wagen den Weg über das Mittelmeer: Vertriebene aus Syrien, aus dem Irak, aus Libyen oder Darfur. Ruchlosen Schleppern ausgeliefert, versuchen sie, auf herrenlosen Booten ihr nacktes Leben zu retten. In tausenden Fällen gelingt nicht einmal das. Verdurstet oder elendig ertrunken, werden sie an den Küsten der europäischen Urlaubshochburgen an Land gespült, gescheitert vor der Festung Europa. Mehr als 3.000 starben allein 2014.

Aus diesem Anlass erinnerte Günter Grass kürzlich auf einem PEN-Kongress in Hamburg an die Not am Ende des Zweiten Weltkrieges und vor allem an die Zwangseinquartierungen jener Jahre. Was, wenn heute die Deutschen gezwungen würden, Flüchtlingen in ihren behaglichen Eigenheimen Obdach



zu geben? Die bloße Vorstellung wirkte wie eine ungeheuerliche Provokation. Doch Grass erinnerte zu Recht an die reale Lebenswelt im Deutschland der Nachkriegszeit, als Heimatlose, zu denen auch der gebürtige Danziger selbst zählte, in dieses Land kamen.

Ihre ersten Erfahrungen in der neuen Heimat waren oft bitter. „Verschwind, damisches Gesindel“, entgegnete man im Chiemgau dem Flüchtlingsjungen Olaf Ihlau aus Ostpreußen, der sich später als

Journalist und Autor einen Namen machte. Manchmal ließ man die Hunde von der Kette.

„Flüchtlingsschweine“ und „Polacken“ schimpfte man Vertriebene wie die Ihlau. Dabei waren sie, allein auf sich gestellt, auf das Mitleid fremder Menschen in einer fremden Umgebung angewiesen. Dass sie als „Zigeuner“ oder „Gesindel“ bezeichnet wurden, entsetzte und erbitterte viele von ihnen. „Die drei großen Übel, das waren die Wildschweine, die Kartoffelkäfer und die Flüchtlinge“, sagte man im Emsland über die Zeit nach dem Krieg. Kein Wunder, dass die Zwangseinquartierung von Vertriebenen mancherorts den sozialen Frieden gefährdete. Besatzungssoldaten mussten die Einheimischen nicht selten mit vorgehaltener Maschinenpistole zwingen, Familien bei sich aufzunehmen.

Viele Flüchtlinge waren regelrecht traumatisiert. Oft hatten sie Angehörige zurücklassen müssen und waren Opfer von Gewalttaten geworden. Christoph Hein, selbst aus Schlesien stammend, hat in seinem Roman *Landnahme* das Dilemma der Neuankömmlinge treffend beschrieben: „Aus ihrem Land waren sie vertrieben worden, und in unserem wurden sie nicht heimisch. Sie hatten sich bei uns niedergelassen, sie hatten in unserer Stadt ihr Quartier aufgeschlagen, aber eigentlich bewohnten sie ihre verschwundene Heimat. Fortwährend sprachen sie darüber, was sie alles verloren hatten, und davon wollte keiner in der Stadt etwas hören.“

Die Flüchtlinge wurden zu Motoren einer ungeahnten Modernisierung

Wer sich seiner Heimat stets sicher sein konnte, braucht sich in der Regel keine Fragen nach seiner Identität zu stellen. Wer seine Heimat verloren hat, muss sich diese Fragen ständig stellen. Das Elternhaus, der örtliche Dialekt, die Gerüche, das in der frühen Kindheit geprägte Gefühl von Zugehörigkeit: alles fort. Viele Heimatlose konnten dies nicht verkraften und zerbrachen regelrecht daran.

Die Siedlungshäuser der frühen Bundesrepublik versinnbildlichen noch heute die tief greifenden Veränderungen, die unser Land durch die Ankunft dieser Heimwehkranken erfahren hat. Alte Dorf- und Stadtkerne wurden aufgebrochen, an der Peripherie entstanden neue Quartiere. Hier wohnten die neuen Deutschen in neuen Häusern, nur die Straßen trugen alte Namen versunkener Lebenswelten: Königsberger Straße, Breslauer Straße, Danziger Straße.

Auch die religiöse Landkarte Deutschlands veränderte sich durch die Vertriebenen, wie seit den Tagen des Dreißigjährigen Krieges nicht mehr. Wenn Protestanten aus dem Osten auf Katholiken aus dem Westen trafen, konnte es selbst in den fünfziger Jahren noch zu tumultartigen Szenen kommen. Die bloße Anwesenheit der Vertriebenen stellte gewachsene Hierarchien und Traditionen infrage. Doch mit der Zeit trug das Zusammenleben zu einem neuen, entspannteren Miteinander der Konfessionen bei.

Die Flüchtlinge wurden zu Motoren einer ungeahnten Modernisierung, sie brachen verkrustete Strukturen auf, und sie trugen maßgeblich zum Wiederaufbau Deutschlands bei. Sie waren mobil, konnten überall neu anfangen und gingen dorthin, wo Arbeit war. Gleichzeitig brachten sie wichtige Qualifikationen mit, und gerade die Jungen waren hoch motiviert, mit ihrer Arbeitskraft ein neues Leben aufzubauen. Alles in allem hat Deutschland mit der Integration von Millionen Vertriebenen eine ungeheure kulturelle und soziale Herausforderung gestemmt. All jene hingegen, die damals deren Scheitern voraussagten, konnten nicht weiter danebenliegen.

Schon die Zahlen sprechen dafür, dass die heutigen Ängste erst recht unbegründet sind. 2014 nahm das Bundesland Brandenburg 6.000 Flüchtlinge auf. Im April 1949 lebten dort 655.466 Vertriebene, was einem Bevölkerungsanteil von 24,8 Prozent entsprach. Häufig waren sie jahre-, manchmal sogar jahrzehntelang zwangsweise bei Einheimischen oder in Notunterkünften einquartiert.

Angesichts solcher Erfahrungen sollten wir uns heute keine übertriebenen Sorgen machen und uns an unsere eigenen Familiengeschichten erinnern. Millionen Biografien in Deutschland sind in ihrem Kern von einem Flüchtlingsschicksal geprägt. Für sie alle steht der Handwagen im British Museum gleichsam als Chiffre. Er symbolisiert diese kollektive Erfahrung, macht die Geschichte des Flüchtlingslandes Deutschland verständlich und verweist darüber hinaus auf die globalen Flüchtlingsfragen unserer Gegenwart: Der Handwagen von einst ist das auf dem Mittelmeer treibende Boot von heute.

Mit freundlicher Abdruckgenehmigung von:
DIE ZEIT 5/2015 vom 29.1.2015



Der Vortrag von Andreas Kossert öffnete bei vielen Zuhörenden ein Ventil: Anwesende Zeitzeugen beteiligten sich mit bewegenden Beiträgen an dem anschließenden Austausch.



AM KALTEN HAFF

ZU FUß VON KÖNIGSBERG NACH DANZIG

Von Britta Julia Dombrowe

Den Begriff „Kriegsenkel“ hatte ich im Jahr 2005 noch nie gehört, als ich mich zum ersten Mal bewusst damit beschäftigte, dass dieser längst vergangene Krieg etwas mit mir zu tun hatte. Aber es gibt diese Gruppe von Menschen, die sich als „Enkel“ des Zweiten Weltkrieges fühlen, und – anders als damals – ist sie heute sehr präsent. Damals hatte ich eher die Idee, die Betroffenheit durch einen Krieg, den ich selbst nie erlebt hatte, sei eher ein ganz privater Spleen von mir. Inzwischen gibt es eine ganze Reihe Publikationen, auch Forschungen zum Thema: Wie äußert sich diese „Betroffenheit“ vom Krieg an Menschen, die selbst erst Jahrzehnte nach Kriegsende geboren wurden? Sind sie vom Krieg geprägt, weil sie von Menschen geboren und erzogen worden sind, denen selbst der Krieg noch in den Knochen steckt? Sind es gar epigenetische Prozesse, die hier greifen? So ganz genau weiß das momentan noch niemand; vermutlich ist es eine Mischung aus beidem. Fakt ist: Es gibt sie – die Enkel des Krieges, und sie treten verstärkt in die Öffentlichkeit, bilden Gruppen, halten Vorträge, in denen es um die ganz persönlichen Lebensgeschichten geht, fernab aller revanchistischen Tendenzen.

Es sind vor allem die Kinder von Ostflüchtlingen, wie ich selbst eines bin, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Auch das wusste ich damals nicht. Ich war nur erstaunt über die große Medienpräsenz von Flucht und Vertreibung, die sich zum 60. Ju-

biläum des Kriegsendes im Jahr 2005 ausbreitete: In Zeitungen, Zeitschriften, Radio und Fernsehen stieß ich täglich auf Berichte, Interviews, Dokumentationen. Zeitzeugen erzählten vor laufender Kamera Unfassbares. Für mich war das vor allem deshalb fremd, weil in meiner eigenen Familie aus Unfassbarem Unausprechliches geworden war. Auch sie war 1945 auf den Trecks Richtung Westen unterwegs. Sie verlor kaum je ein Wort darüber. Die Frauen schwiegen ganz.

Nun hörte man sie allenthalben – die Namen jener Orte, die vertraut und fremd zugleich in den Ohren klangen: Pommern, Schlesien, Ostpreußen, Kurische Nehrung und Frisches Haff. „Vielleicht fahren wir mal hin; gucken uns das alles an“, hatte ich vage meinem Freund Arne vorgeschlagen. Ich wollte gerne ein eigenes Bild dieser früheren Heimat haben. Wollte vielleicht auch ein Stückchen näher an die eigene Familiengeschichte heranrücken. Denn alles, was ich erfuhr, war vage und abstrakt. Ich schaffte es einfach nicht, mir vorzustellen, wie das wohl wäre, alles stehen und liegen zu lassen und zu gehen, während der Krieg einem im Nacken sitzt. Mit kleinen Kindern an der Hand, mit alten Menschen, Schwangeren, Kranken hinaus in den Winter und losmarschieren.

„Lass uns den Weg über das Frische Haff laufen und sehen, wer da heute lebt! Lass es uns filmen!“

Lass es uns genau 60 Jahre nach der Flucht über das Eis machen, im Winter!“, war Arnes Antwort dazu. Ich fand die Idee gut, es hörte sich spannend an, das Ganze in ein Filmprojekt zu packen. Arne arbeitete als Kameramann, und ich machte mich gerade in Richtung Journalismus auf. Aber ich fürchtete die Kälte, Strapazen und auch die Ablehnung der Menschen. Außerdem sprachen wir weder russisch noch polnisch. Wie würden wir zurechtkommen – irgendwo an der eingefrorenen Küste zwischen Russland und Polen?

Trotzdem brachen wir Mitte Februar auf, um vom heute russischen Kaliningrad (Königsberg) nach Gdynia (Gotenhafen) bei Danzig in Polen zu laufen. Am Frischen Haff, einer lang gezogenen Ostseebucht, entlang sind wir etwa 200 Kilometer in eisiger Kälte den Weg gegangen, der 1945 die einzige Chance der Flüchtlinge war zu entkommen. Im Frühjahr 1945 zog die Rote Armee den Ring um Königsberg von Süden her zu. Über den zugefrorenen Ostseestreifen zwischen der Küste und einer parallel zur Bucht laufenden Landzunge flüchteten die Menschen Richtung Gotenhafen in der Hoffnung, von dort ausgeschifft zu werden. Für viele endete der Treck über das Eis tödlich. Fuhrwerke brachen ein, rissen Pferde und Menschen mit sich. Kälte, Erschöpfung und russischen Luftangriffen fielen Tausende zum Opfer. Wir wollten diesen Teil unserer Geschichte durch die eigene Erfahrung ein Stück weit verstehen, ihr wörtlich „nachgehen“, und sind davon weit entfernt geblieben. Zuvor fragte mich eine Freundin: „Glaubst Du denn, Du kannst das nachempfinden, nur weil Du im Winter 200 Kilometer durch Russland und Polen läufst?“ Als ich verneinte, bohrte sie weiter: „Warum machst Du es dann?“ Um eigene Bilder zu haben, die dem beredten Schweigen der Uroma, Oma, Großtante, Tante und Mutter entgegenstehen.

Der vergrabene Horror schlich sich heimlich bei Familienfeiern in den Raum und nahm Platz am Tisch wie ein alter Bekannter. Die Stimme brach, die Lider senkten sich. Das eigene aufgeschlagene Knie stand immer in hoffnungsloser Konkurrenz zum Schrecken der Alten. Durch kein klärendes Wort begrenzt, wuchs dieser Schrecken hemmungslos im Kinderkopf weiter: Ein kleines Bild in der Fern-

sehzeitung „Im Westen nichts Neues“ oder das Zusammenzucken der Mutter beim Klang einer Sirene, der fehlende Arm eines alten Mannes in der Gaststätte – „der war noch im Krieg“ – all das hatte nach und nach wie ein Puzzle ein grausiges verwischtes Bild in meinem Kopf entstehen lassen, das mich ängstigte. Seit meiner Kindheit träumte ich vom Krieg, von Panzern und Schnee. Aber was hatte ich schon mit dem Krieg zu tun? Ich war doch ein rechtes Milchbrötchengesicht, die Made im Speck, die Generation Golf... Und dennoch irgendetwas war es. Es waren ja meine Eltern und Großeltern, die das erlebt hatten. Die Menschen, die mich später großgezogen haben.

Zwischen 1939 und 1950 sind von Flucht, Vertreibung, Umsiedlung rund 20 Millionen Menschen in Europa betroffen: Polen, Tschechen, Slowaken, Weißrussen, Ukrainer, Litauer, Ungarn und Deutsche. Zwischen zwölf und 14 Millionen Menschen haben damals in den deutschen Ostprovinzen ihre Heimat verloren, rund zwei Millionen starben, und eine Million geriet in russische Gefangenschaft. Es bleiben die Geschichten – viele davon unerzählt –, die dennoch jeden Menschen, jede Familie prägen. Manches wird allerdings schon erzählt. Es gibt so etwas wie eine rituelle Sprache, in der doch über den Krieg gesprochen wird. Ganz bestimmte Geschichten werden bei Zusammenkünften und Familienfeiern wiederholt: wie der Opa ein Pferd rettete, wie die Oma den guten Mantel gegen eine schimmelige Wurst tauschen musste. Aber da, wo es wirklich heftig wird, da wollen die Alten die Jungen mit ihren Erlebnissen schonen, und die Jungen wollen die Alten nicht mit bohrenden Fragen quälen. Was bleibt ist das Schweigen – und nicht selten das Unverständnis. Warum wird alles gehortet, nichts weggeworfen? Warum muss der Teller immer bis zum letzten Krumen leer gegessen werden? Warum fällt die Zärtlichkeit, ein tröstendes Wort so schwer?

Meine Eltern sind beide Ostflüchtlinge. Meine Mutter wurde 1945 auf der Flucht aus Breslau geboren. Mein Vater aus Pommern wurde von Gdynia aus ausgeschifft, auf der Ostsee bombardiert, schaffte es aber dennoch ins Flüchtlingslager nach Dänemark. Da war er drei Jahre alt. Sie haben mich



erzogen, wie hätte es mich nicht prägen können? Aber mir erschien es dennoch als persönliche Grille, dass mich der Krieg innerlich bis in meine Träume verfolgte. Welche Wahrheit lässt sich auf einer Wanderung zwischen Erinnerung und Geschichte überhaupt finden? Unsere Begegnungen mit Menschen, die heute im Kaliningrader Gebiet und entlang der polnischen Küste leben, viele von ihnen selbst im Zuge der Neuordnung Polens nach Kriegsende aus den heimatlichen Gebieten in der Ukraine vertrieben, erzählten uns ihre Geschichte. Wenn mir eines beim Zuhören klar geworden ist, dann, dass es kaum eine verbindliche Wahrheit der Geschichtsschreibung geben kann, vielmehr die Wahrhaftigkeit der persönlichen Geschichten. Gleich zu Beginn unserer Reise am Kaliningrader Schlossteich spürten wir diese historische Relativität vor dem 2002 aufgestellten Memorial Alexander Marineskos. Der russische U-Boot-Kommandant wurde posthum von Moskau für seine Verdienste geehrt und zum Kriegshelden erklärt. Am 30. Januar 1945 versenkte er die „Wilhelm Gustloff“, die von Gdynia mit mehreren tausend Flüchtlingen an Bord abgelegt hatte.

Wir schnallten die Rucksäcke auf und verließen die Stadt Richtung Westen. Sie ist von Berlin nicht weiter entfernt als Köln und trotzdem eine völlig fremde Welt: voll großmütziger Marinesoldaten und Plattenbauten, die mit den ehemals herrschaftlichen Villen um die Wette schimmeln. Der Dom wurde gerade restauriert, Winterzauber, Schlittschuhläufer, Pelze. Außerhalb des Zentrums wurde es rasant schnell trostlos, dann ländlich, dann friedlich, dann kam nichts mehr, außer Schnee. Wir hielten uns an die Küstenlinie. Vor uns lagen acht eisige Tage. Bei minus 20 Grad Celsius und starkem Ostwind fragte ich mich, wie kalt es wohl sein müsse, damit sich eine geschlossene Eisdecke über die Bucht bis zur Landzunge bilde, wie es 1945 der Fall gewesen war. Jetzt war sie gerade einmal halb gefroren. „Noch kälter“, lautete wohl die Antwort, aber das überstieg meinen Horizont angesichts schmerzender Finger und rot geschwellenem Gesicht. Wir trafen Schilfschneider, Bernsteinsammler und immer wieder Menschen, die unseren Plan, die gesamte Strecke zu laufen, vereiteln mochten: Alle wollten uns eben mit dem Auto ins nächste Dorf

bringen. Man hielt uns für irre, und die gastfreundlichen Menschen liefen zur Höchstform auf. Ich war für ihre warmherzige Idee, einfach hinten einzusteigen, mehr als empfänglich, aber Arne blieb eisern: Wir laufen! Manchmal kamen wir nur zehn Kilometer am Tag voran, an anderen liefen wir 40 Kilometer mit schwerem Gepäck: Zelt, Schlafsack, Essen, Karten, Kamera, Akkus und Videotapes.

Die ersten Tage wachte ich morgens auf, und mir tat alles weh. Beim Anblick meiner nassen Wanderschuhe wurde mir angst und bange. Aber weder für sie noch für mich gab es einen Tag Pause zum Durchtrocknen. Die kristalline Schönheit der winterlichen Küstenregion, mittelalterliche Burgen, verwunschene Dörfer und alte Eichen sahen wir mit Staunen, doch immer nur kurz. Zu schnell wurde es kalt, wenn man stehen blieb. Halt machten wir an einer KZ-Gedenkstätte, sahen uns die Räume an, die ausgestellten Dokumente, einen Berg aus Schuhen. Wir wanderten über ein ehemaliges Schlachtfeld, 20.000 Tote lagen da unter der gefrorenen Erde. Deprimierende Momente, die mir zusetzten und mich dennoch nur wie durch einen Nebel erreichten. Meine Hauptbedürfnisse reduzierten sich auf Essen, Wärme, Schlaf. Abends kamen wir bei Leuten unter, die wir ansprachen, manchmal in einer Pension oder sonst im Zelt. Die Isomatten froren am Zeltboden fest. Ich steckte mir Taschenwärmer mit Kohlebrennstäben in die Socken. Wie die Menschen vor 60 Jahren diese Kälte auf dem Eis oder im Wagen überstehen konnten, entzog sich immer mehr meiner Vorstellungskraft. Warum so viele es nicht konnten, wurde mir zum ersten Mal wirklich bewusst. Unsere Kommunikation untereinander fror langsam ein – wie das Wasser in unseren Trinkflaschen. Ich fiel immer wieder hin auf der Eisbahn glatten Oberfläche der Ostsee. Der Rucksack dämpfte den Aufprall, aber mit dem schweren Ding kam man kaum wieder auf die Beine. Hier mit Pferd und Wagen unterwegs zu sein musste zwangsläufig zur Katastrophe führen. Man hätte einen LKW mit dem Finger wegschieben können. An manchen Stellen war die Eisoberfläche brüchig. Einmal bemerkten wir in unserem Trott erst zu spät, dass die Fußspuren der Schilfschneider, an denen wir uns auf dem Eis orientierten, plötzlich nicht mehr da waren. Sie wussten genau, wo es gefährlich wur-

de. Im gleichen Moment knackte es grässlich und Arne brach ein. Zum Glück waren wir nah am Ufer. Er stand bis zu den Oberschenkeln im halb gefrorenen Schlick. Kein Spaß bei der Kälte, wir lachten trotzdem hysterisch. Kurz beschlich mich der Gedanke, dass wir jetzt endgültig verrückt geworden waren. Das instabile Eis zwang uns immer wieder an die Küste. Hier war alles dicht bewaldet, und wir kamen kaum zwei Kilometer in der Stunde voran. Nur auf den Bahngleisen ging es schneller, aber viel ungefährlicher war das kaum. Im Schneegestöber sah man nichts, mit den dicken Mützen hörte man wenig. So schlingerten wir unentschlossen hin und her.

Mit Händen und Füßen, Englisch und ein paar schnell gelernten Brocken Polnisch und Russisch kamen wir mit den Menschen, die wir trafen, ins Gespräch. Fassungslos sahen sie uns an: „What are you doing here? Are you lost? Are you tourists? Why don't you come in the summer?“ Wir versuchten, ihnen zu erklären, warum wir diese Strecke gingen, warum wir sie gerade jetzt liefen. Sie schüttelten ratlos die Köpfe, inzwischen schüttelte ich meinen innerlich mit. Wir fragten nach ihrer Beurteilung des deutsch-russischen und deutsch-polnischen Verhältnisses. In unserem Kopf immer vor dem Hintergrund der Geschichte gedacht. Mich beschlich das Gefühl, dass viele die Frage unzeitgemäß fanden: zum Beispiel Dorota und Agneschka, die wir an der russisch-polnischen Grenze bei Mamonowo (Heiligenbeil) fragten, ob sie uns im Auto mit nach Polen rüber nehmen können. Zu Fuß verweigerten die Grenzer uns die Einreise. Das Auto der beiden jungen Frauen war das vierte Fahrzeug vorm Schlagbaum, dennoch standen wir zusammen noch gut sechs Stunden im Niemandsland. Als wir uns zwischen Kindersitz und Chipstüten auf den Rücksitz zwängten, hatten die beiden schon 15 Stunden in der kilometerlangen Schlange hinter sich. Wieso ich nach Deutschland und Polen frage, wollte Dorota wissen. „Meinst Du wegen des Krieges?“ „Sicher“, dachte ich noch, da hob sie ihren Pulli und zeigte uns zehn Stangen Zigaretten. Die einzelnen Packungen in Strapse gestopft, die sie wie Patronengürtel um den Bauch gewickelt hatte. „Wir haben hier heute ganz andere Probleme!“ Agneschka war auf die gleiche Weise präpariert, nur



trug sie zusätzlich 30 Packungen in den Strümpfen unter ihrer Schlaghose. Die Schachteln, in vertrauten Beige- und Brauntönen gehalten, zeigten eine mickrige Gemse. „Russisches Camel“, scherzten die beiden. Wir rauchten eine, und der schlechte Tabak knallte laut bei jedem Zug. Sie verkauften die Zigaretten an Privatleute, verdienten zwischen zehn und 20 Euro pro Fahrt. Da waren die 15 Euro Schmiergeld schon abgerechnet, die Dorota dem Grenzer in ihre Papiere legte. Dienstbeflissen kontrollierte er Kofferraum, Handschuhfach und Innenverkleidung. Die Michelin-Männchen-dicken Frauen in ihren Daunenjacken fasste er nicht an. Hinter der Grenze jubelten Dorota und Agneschka. Sie waren alles andere als abgebrühte Kleinkriminelle. Der Stress an der Grenze stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Jetzt wurde das Radio bis zum Anschlag aufgedreht: „Wind of change“. Soweit zum polnisch-deutschen Verhältnis an jenem kalten Morgen. Wir suchten nach Antworten auf unsere geschichtliche Vergangenheit, und die beiden jungen Mütter standen gut 20 Stunden im rasselden Fiat an der Grenze und schmuggelten Zigaretten, weil in ihrem Heimatort die Arbeitslosenzahl langsam, aber sicher über die 40 Prozent-Marke hinaus kletterte. Ihre Männer hatten beide keinen Job. Ich schämte mich vor ihnen.

Am achten Tag liefen wir in Gdynia ein. Morgens waren wir im Zentrum von Danzig aufgebrochen, um die 20 Kilometer in nördlicher Richtung in Angriff zu nehmen. Irgendwie kamen sie mir ewig vor.

Obwohl meine Kondition besser war als noch vor einer Woche und wir schon härtere Etappen und schärferen Wind bewältigt hatten, zog sich der lang gebogene Küstenstreifen endlos im diesigen Zwielflicht. Der Gedanke, dass die Ankunft greifbar nah war und das Schlimmste hinter mir lag, verursachte in meinem Kopf plötzlich die totale Erschöpfung. Die alltägliche Sorge, wo wird man sein, wenn es dunkel ist, die Anstrengung, sich mit Händen und Füßen zu verständigen, wich der Gewissheit, morgen nicht mehr weiter zu müssen – ein Unterschied zu den Tausenden, die von Gdynia nach Norden und Westen ins Nichts ausgeschifft wurden. Erst jetzt merkte ich, wie fertig ich war. In Gdynia angekommen, waren wir ratlos. Wo genau war der Ort, den wir erwartet hatten? Wir hatten vorher keinen festen Punkt ausgemacht, und jetzt wusste ich nicht, wo ich stehen bleiben sollte. Wie ferngesteuert waren wir Tag für Tag in der Kälte nebeneinander hergelaufen, immer weiter, Pause, Essen, weiter. Jetzt anzuhalten fühlte sich seltsam an. Wir liefen zum Hafen, dem Ziel der Flüchtlinge, die über das Eis kamen. Am Pier ging es irgendwann nicht mehr weiter. Was nun? Ich setzte mich erstmal hin und weinte eine Runde. Arne stand ratlos daneben, filmte den eisigen Hafen und die graue Ostsee dahinter. Der Weg aus Ostpreußen ist gewiss die bekannteste Flüchtlingsroute, die „Traumastrecke“ der Deutschen schlechthin. Meine eigene Familie musste auf anderen Wegen in den Westen. Während ich dort am Hafen saß, wurde mir klar, dass ich genau diesem Weg auch noch folgen musste. Wir beschlossen, nach Breslau zu fahren, um den Weg zu suchen, den die Frauen meiner Familie 1945 genommen hatten. Von Breslau waren sie über das Eulengebirge an die tschechische Grenze gelangt, von wo aus sie ein Jahr später in den Westen umgesiedelt worden waren.

Vor unserer Abreise nach Kaliningrad hatte ich meine Großtante aufgesucht. Sie war als 15-Jährige mit meiner Uroma, meiner schwangeren Oma, meiner Tante – damals zweijährig – aus Breslau geflüchtet. Ich hatte ihr von unserem Reisevorhaben am Frischen Haff erzählt, sagte ihr, dass wir einen Film darüber drehen würden. Schon damals hatte ich wohl im Hinterkopf, dass ich vielleicht auch noch den Weg meiner Mutter nachgehen würde,

ihren Geburtsort suchen könnte. Ich fragte meine Großtante ganz nebenbei: „Hör mal, wenn ich sowieso schon in Polen bin, dann könnte ich mir das doch auch mal anschauen. Kannst Du mir etwas darüber erzählen, damit ich das auch finde?“ Zu meinem großen Erstaunen sagte sie einfach: „Ja, sicher.“ Sie war auch einverstanden, dass wir dieses Interview filmten, und ich glaube, gerade diese „Arbeitsatmosphäre“ hat das Sprechen möglich gemacht. Dieser semiprofessionelle Anstrich, als wir mit Licht und Kamera in ihrem Wohnzimmer anrückten, der hat uns ein Stück weit aus unserem normalen Familienzusammenhang herausgenommen und es möglich gemacht, dass ich als „Journalistin“ Fragen stellte, die ich mich sonst zu fragen nie getraut hätte. Ihr mag es mit dem Antworten ganz ähnlich gegangen sein.

Sie erzählte, wie sie die zerlumpte Trecks durch die Stadt Richtung Westen ziehen sahen: die geschundene Pferde, die Karren im Graben und die Leichen am Straßenrand. Meine Uroma entschied damals: „Das überleben wir mit einer Schwangeren und einem Kleinkind niemals!“ Erst im letzten Moment, als Breslau zur Festung ausgerufen wurde, machten sie sich doch auf, jedoch Richtung tschechischer Grenze, wo sie hofften, bei Verwandten unterzukommen. Diese Hoffnung zerschlug sich schnell, kein Platz, nichts zu Essen, zu gefährlich. Über ein Jahr lang schlugen sie sich durch und kamen in einem früheren Sanatorium unter, das damals ein provisorisch eingerichtetes Kinderheim für polnische Kriegswaisen war. Ein Wunder, dass man sie dort duldet. Hier wurde meine Mutter in der Turnhalle geboren. Die Frauen kochten geklaute Kartoffelschalen und fütterten das Baby damit, die Mutter hatte keine Milch.

Ein Jahr lang lebten sie dort, bevor sie mit dem Viehwaggon Richtung Westen gebracht wurden. Bis zuletzt waren sie sich sicher, dass es nach Sibirien ginge. Meine Großtante erzählte von diesem Jahr, von Hunger, von Gewalt, die sie von russischen Soldaten erfahren hatte. Dinge, die ich noch niemals gehört hatte. Dinge, die sie noch niemals erzählt hatte. Diesen Nachmittag werde ich niemals vergessen, auch deshalb nicht, weil sich „ganz zufällig“ ein Großteil meiner Verwand-

schaft im Wohnzimmer meiner Großtante einfand. Alle schauten irgendwie zufällig vorbei. Sie hatten mitbekommen, dass wir dieses Interview führen wollten. Ich spürte, wie groß das Bedürfnis war, etwas zu erfahren, und wie doch die alten Familien-Regeln galten, an diesem Thema besser nicht zu rühren. Erst als es zum wiederholten Male klingelte, half uns ein befreiendes Lachen über die absurde Situation hinweg. Meine Großtante holte ein Fotoalbum hervor, das ich noch nie zuvor gesehen hatte. Bilder aus der alten Heimat. Sie gab mir ein Foto mit, das das Sanatorium zeigte, in dem meine Mutter geboren worden war.

Das Gefühl, dass ein großes Schweigen gebrochen war, habe ich mitgenommen, als ich zur Wanderung von Breslau aus aufbrach. Das Foto hatte ich im Gepäck, als ich durch den hüfthohen Schnee im Eulengebirge watete. Zum Glück ging Arne voraus, und ich musste nur in seine Stapfen treten, sonst hätte ich das nicht gepackt. Wir fanden das alte Gebäude, und der Hausmeister ließ uns hinein. Heute ist das Gebäude eine Schule, die Turnhalle gibt es auch noch. Wieder stand ich am Ende einer Wanderung, aber war ich damit meiner Familiengeschichte näher gekommen? Wie sollte ich mich fühlen? War ich dem Leid von damals näher? Konnte ich jetzt irgendetwas besser verstehen als zuvor? Ich bezweifelte es. Das Gefühl der Ratlosigkeit überwog, genau wie am Hafen von Gdynia. Wozu das Ganze? Man kann nicht nachvollziehen, was damals geschah – Gott sei Dank müssen wir es nicht.

Erst als ich wieder zu Hause war, bildete sich langsam eine Antwort auf die Frage „Wozu das Ganze?“ Als wir Freunden und Familie von der Reise berichteten, als ich die Erinnerungen daran aufschrieb, da wurde mir klar, dass ich nun ganz eigene Bilder von den Orten im Kopf hatte, deren Namen mir sonst immer eine diffuse Angst gemacht hatten. Wenn ich heute die Namen jener Regionen höre, dann habe ich meinen Kopf mit so vielen eigenen Bildern gefüllt, mit den Dingen, die ich dort sah, den Menschen, die mir ihre Geschichten erzählten, dass sie diesen eigenartigen Kriegsschrecken, den ich seit Kindertagen verspürte, ein Stück weit verdrängt haben. Das ist gut so. Ebenso wie es gut

ist, dass heute in meiner Familie freier gefragt und geantwortet wird, wenn das Thema aufkommt. Wenngleich gewiss nicht alles erzählt wird, und das muss auch nicht sein. Als ich vor Kurzem mit meiner Großtante telefonierte und ihr von der Veranstaltungsreihe „Der lange Schatten des Krieges“ erzählte, da sagte sie: „Ich habe Dir so viel erzählt – ich habe Dir so viel nicht erzählt.“



Der Gedenkstein, der an die Flucht der ostpreußischen Zivilbevölkerung vor der anrückenden Roten Armee im Winter 1945 erinnert, wurde 2000 in Frauenburg (Frombork) am Frischen Haff eingeweiht. Die Inschrift ist in deutscher und polnischer Sprache verfasst.

DIE STUNDE DER FRAUEN

Christian Graf von Krockow hat stellvertretend für seine Schwester Libussa deren Erinnerungen in der Publikation „Die Stunde der Frauen. Bericht aus Pommern 1944 bis 1947“ aufgezeichnet. Dazu fand im Kölner NS-Dokumentationszentrum EL-DE-Haus eine Lesung mit der Journalistin und Sprecherin Marija Bakker statt, bei der die Hauptfigur noch einmal lebendig wurde. Exemplarisch waren folgende Auszüge aus diesem Buch von 1988 ausgewählt worden:



Unser Herr Major

Die Männer müssen fort. Zuerst bekommt Jobst das bereits erwartete Telegramm: Zurück zur Truppe. Seine Kopfschmerzen und sein Asthma zählen nicht mehr. Ich begleite ihn bis Stolp, denn die Kreisbahn verkehrt noch wie gewohnt. Oder doch etwas ungewohnt: An den Triebwagen hat man einen Waggon angehängt; in ihn werden die amerikanischen Kriegsgefangenen aus Rowen verladen. Sie jubeln und lachen, sie singen unentwegt. Wer will es ihnen verdenken? Dass dies die erste Etappe auf ihrem Weg zur Befreiung und zur Heimkehr ist, lässt sich mit Händen greifen. Übrigens werden kurz darauf auch die Russen aus Zedlin abgezogen; sie allerdings müssen zu Fuß marschieren. Nur die Franzosen bleiben. In Stolp übernachteten wir im „Franziskaner“. Es ist nicht das erste Haus am Platze, aber sozusagen geadelt, weil hier ein alter Husar, der Feldmarschall von Mackensen, abzusteigen geruhte. Beim Abendessen ist mein Bruder dabei, der für ein paar Stunden Ausgang erhalten hat. Die Schwadronen seiner Ausbildungsabteilung sind ebenfalls alarmiert worden; gleich in der nächsten

Nacht sollen sie ausrücken. Ich versuche, Mutter anzurufen, um es ihr zu sagen, aber das Telefon bleibt hartnäckig blockiert. Erst am folgenden Nachmittag, als ich wieder in Rumbske bin, kann ich die schlimme Nachricht übermitteln. Mutter bricht sofort auf; sie will ihren jüngsten und letzten Sohn noch einmal sehen. Doch der Abendzug verspätet sich, und während Mutter mit der verdunkelten Straßenbahn durch die Stadt fährt, sind die Reiter schon in den Sattel gestiegen und abgerückt. Die letzten, die Siebzehnjährigen. Als Friedrichs großer Krieg an sein Ende kam, 1763, haben die ersten Husaren hier Einzug gehalten, mit ihrem berühmten General Belling, der in der Marienkirche begraben liegt und als ein ebenso frommer wie finanziell bedrängter Mann zu beten pflegte: „Du siehst, Vater im Himmel, die betrübten Umstände Deines Knechtes Belling, beschere ihm daher bald einen gelinden Krieg, damit er sich verbessern möge und Deinen Namen weiterhin preise. Amen.“ Damals hat Gott das wohl gnädig überhört. Später dann der noch berühmtere Nachfolger, der als Denkmal auf dem Marktplatz Wache hält: Blücher, der „Marschall Vorwärts“, der Held der Befreiungskriege. Blücher und Wellington, Preußen und Briten bei Waterloo oder Belle-Alliance: Wie lange ist das her. Und nun also haben die Reiter Stolp verlassen, blutjung, viel zu jung fürs Sterben. Wann allerdings mag man dafür wohl alt genug sein? Wird man es überhaupt einmal? Ein klirrend kalter Wintertag – und einer von diesen Abschieden auf Bahnhöfen, bei denen der Wunsch, sie hinauszuschieben, von der Ungeduld durchkreuzt wird, sie endlich hinter sich zu bringen. Während wir auf den D-Zug warten, läuft ein Güterzug ein, die Waggonen mit offener Ladefläche, vollgepackt mit Menschen. Wie sie aussehen! Zusammengekauerte Gestalten, unter der Kälte erstarrt, zum Aufstehen und Absteigen

kaum mehr fähig, dürftige Kleidung, zerfetzt zum Teil, ein paar Decken über eingekrümmten Schultern, graue, zerfallene Gesichter. Verdammte, Verstumte allesamt; kaum ein Wort fällt. Dann werden von Helfern kleine stille Bündel eingesammelt und auf dem Bahnsteig abgelegt: erfrorene Kinder. In die Stille hinein das Schreien einer Mutter, die nicht hergeben will, was sie verlor. Entsetzen, Panik ergreift, überwältigt mich: Noch nie habe ich solches Elend gesehen. Und hinter dem Anblick springt übermächtig die Vision auf: Das sind ja wir, das kommt auf uns zu, so also wird es sein, wenn das dunkle Tor zur Zukunft sich entriegelt. Ich zittere am ganzen Leib, die Beine möchten versagen, ein Weinkampf schüttelt mich. Jobst will mich beruhigen, zieht mich in seine Arme, vergeblich. Er brüllt: „Sei still, nimm dich zusammen!“ Schließlich eine Ohrfeige

– und die wenigstens hilft. Dann wird der D-Zug bereitgestellt und fährt ab. Während ich ihm nachschaue, sagt der Mann mit der roten Mütze, der dicht neben mir steht, zu einem anderen Eisenbahner: „Unser letzter regulärer Zug. Es wird jetzt keinen mehr geben.“ Nach ein paar Tagen muss auch Vater Jesko fort. Der „Volkssturm“ ist aufgeboten und er zum Kommandeur bestimmt worden, für fünftausend Männer aus der Stadt und dem Landkreis Stolp. Halbe Kinder und halbe Greise sollen Panzerarmeen aufhalten... Gottlob hat sich die alabendliche Aufnahme der Trecks halbwegs eingespielt. In Rowen übernimmt Oberinspektor Hesselbarth – Jahrgang 1877 –, in Rumbske Hofmeister Dargusch – Jahrgang 1874 – die Einweisung. Wir Frauen versorgen die Menschen, unsere Franzosen die Pferde. Was aber soll man mit den langen Abenden anfangen, wenn die Arbeit getan ist? Wie soll man den Trübsinn bannen, wie sich ablenken? Skat und Bridge, Rommé und Majong, die altbewährten Spiele, erweisen sich als schwächliche Mittel, und niemand zeigt Lust zum Geschichtenerzählen.

(S. 47-49)

Am Wendepunkt

„Libussa, wach auf!“ Jemand fasst mich an der Schulter. Ich blinzele ins Licht einer Taschenlampe: „Was denn, was soll ich? Ist es schon Zeit?“ „Leise bitte. Ja, es ist Zeit, es ist nun soweit. Bitte steh auf, wir wollen in den Park gehen.“ Eine Kerze wird entzündet. Ich höre den Stundenschlag einer Wanduhr, ich sehe meine Mutter auf ihrem

„Maikäfer, flieg!
Dein Vater ist im Krieg.
Deine Mutter ist in
Pommernland,
Pommernland ist
abgebrannt.“

Bett sitzen, ich erkenne Vater Jesko. Er trägt seine Uniform mit all den Orden und Ehrenzeichen aus zwei Weltkriegen. Träume ich noch? Nein, durchaus nicht. Und auf einmal bin ich hellwach, ich weiß genau, worum es geht: Wenn kein Entkommen mehr möglich ist, werden wir uns umbringen, uns erschießen. Wir besitzen Pistolen, sie werden uns den letzten Dienst erweisen. Wir haben das niemals

verabredet, es ist nie unzweideutig gesagt und wahrscheinlich nicht einmal klar gedacht worden. Aber das ist jetzt gemeint. Oder haben wir es doch besprochen? Ja, einmal wenigstens, allerdings vor Monaten schon, im Herbst, als schreckliche Berichte und Bilder von der ostpreußischen Grenze die Runde machten und ein Name, die Stätte des Grauens, in aller Munde war: Nemmersdorf. Damals ist es gesagt worden: Da muss man vorbeugen, das darf man sich nicht antun lassen. Inzwischen, in den letzten Wochen zumal, haben Erzählungen der Flüchtlinge die Andeutungen von Soldaten wieder und wieder bestätigt, dass die Schreckensberichte nicht der Phantasie oder der Propaganda entstammen, sondern der Wirklichkeit. Vater wiederholt: „Es ist nun soweit. In ein, zwei Stunden sind die Russen da.“ „Und wenn wir sofort aufbrechen und losfahren?“, wende ich ein. „Ausgeschlossen. Wir schaffen es nicht, sie sind viel schneller. Und unterwegs überrollt zu werden, das wäre das Schlimmste.“ Da muss man vorbeugen, das darf man sich nicht antun lassen: In solch einem Augenblick ist alles sehr klar. Es gibt keine Missverständnisse, es bedarf erst gar keiner Worte und

keiner Überredung. Was geschehen soll, folgt aus der Situation. Es ist der einzige Weg aus der Ausweglosigkeit, der uns noch bleibt. Damals schon, im Herbst, haben wir ihn betreten. Nun fassen wir uns bei den Händen, um ihn bis an sein Ende zu gehen. Aber an der Türschwelle klinkt plötzlich eine Sperre ein, unüberwindbar: Es ist nicht mehr die Situation wie vor einem halben Jahr. „Mutti, warte bitte, ich kann es nicht.“ „Kind, hab' keine Angst, es geht ganz schnell und ohne Schmerz. Denk doch, erinnere dich, was auf unserem Kreuz geschrieben steht: Fürchte dich nicht, glaube nur.“ „Nein, nein, das ist es nicht. Ich hab' keine Angst, ich will ja mitgehen, aber ich kann nicht. Ich trage doch das Kind in mir, mein Kind. Es strampelt so kräftig. Es will leben. Ich darf es nicht umbringen.“ Ein tiefes Seufzen: „Und du bist dir ganz sicher?“ „Ja, Mutti.“ Ein Druck ihrer Hände: „Dann soll es so sein. Und ich bleibe bei dir, mag kommen was will.“ Sie schließt mich sehr fest in die Arme. Vater steht verloren und fassungslos da, er ringt um Worte: „Aber, Emmy, Mutti, wir beide...“ „Nein, Jesko, nein. Du hörst doch: Es geht nicht. Wer sonst soll Libussa in ihrer Stunde denn beistehen? Einen Arzt oder eine Hebamme wird es wahrscheinlich nicht geben.“ „Und ich, was soll ich denn nur tun?“ Das allerdings weiß ich inzwischen genau. Ich fahre ihn an: „Zieh' vor allem dieses verdammte Zeug aus, schmeiß' es in den Teich, die Pistolen dazu! Wehe, wenn die Russen etwas davon finden!“ Er stammelt: „Zeug? Dieses Zeug? Aber Libussa...“ „Also die Uniform. Um Himmels willen, nun mach' schon.“

(S.65-67)

Auf der Galgenallee

Zwei Tage und zwei Nächte vergehen. Immer neue Wellen von siegestrunkenen Soldaten branden heran; das Plündern, das Vergewaltigen nimmt seinen Fortgang. Manchmal treten unverhofft Pausen ein, übrigens am Tage noch eher als in der Nacht. Aber keiner kann sagen, wie lange sie dauern. Manchmal, für Minuten oder halbe Stunden, schläft man übermüdet und abgestumpft mitten im Toben ein, um jäh wieder hochzufahren: Was ist, was kommt jetzt? Irgendwann ist Pierre nicht mehr da. Was wurde aus ihm? Niemand weiß es. Offenbar haben seine Verbündeten und Befreier ihn höchst unsanft fortgerissen, denn wenn nur ein wenig Zeit geblieben wäre, hätte er sich bestimmt verabschiedet: „Au revoir, Madame...“ Als Andenken bleibt bloß die halbgefüllte Büchse mit Kakao zurück. Und noch jemand fehlt: Faust, unser Jagdhund.

Noch ehe die Russen eintrafen, hat Vater Jesko ihn in einen Zwinger neben dem Gutshaus gesperrt und dazu bemerkt: „Es ist besser so. Wenn er bei uns bleibt, wird er versuchen, uns zu verteidigen, und dann schießen sie ihn nieder.“ Diese Vorsorge hat nicht geholfen. Als es einmal ruhig zu sein scheint, mache ich mich auf, um nach Faust zu sehen. Jemand hat die Zwingertür geöffnet. Zaghaftes Rufen, das ohne Antwort bleibt. Schliesslich entdecke ich das Tier. Es liegt auf dem Misthaufen, von Geschossen zerfetzt. Ich erzähle, was ich sah, aber niemand bringt noch die Energie auf, sich um die tote Kreatur zu kümmern. Am dritten Tag machen wir Bekanntschaft mit einer neuen Einrichtung: mit der „Kommandantura“. Am Scheunentor auf dem Gutshof wird ein Zettel angeschlagen, und wir werden sämtlich zum Lesen kommandiert. Säuberlich in deutschen Druckbuchstaben steht geschrieben: „Befehl! Jede Person soll zurück, wohin sie gehört! Wer nach drei Tagen noch fremd ist, wird bestraft! Die Kommandantura“



In seinem Buch stützt sich der Autor auf Aufzeichnungen seiner Schwester Libussa sowie auf Berichte und Protokolle von Zeitzeugen.

ra.“ Dann, ordnungsgemäß, eine kyrillische Unterschrift und sogar schon ein Stempel. Im Prinzip ist das gewiss eine vernünftige Anordnung. Das Treibgut der Trecks strandete sehr ungleichmäßig, wie der Sturmwind der Umstände gerade wehte; manche Orte dürften inzwischen fast leer sein, während andere von Menschen überquollen. Im Dorf oder in der Stadt ihrer Herkunft sind alle am besten aufgehoben – und, versteht sich, für die neuen Herren am genauesten zu überblicken und zu kontrollieren. Das Prinzip in die Praxis umzusetzen erweist sich indessen als schwierig. Zunächst einmal stellen wir fest, dass unsere Pferde verschwunden sind. Wahrscheinlich hat schon die Kavallerieabteilung sie beschlagnahmt, die auf die ersten Panzer folgte. Auch einer der beiden Kutschwagen ist verschwunden. Was um Himmels willen – oder in des Teufels Namen – fängt wohl eine moderne Armee damit an? Pallas, Gedienter aus dem Ersten Weltkrieg, weiß Auskunft: „Nu denn, der Herr General, der wird man was lahm sein. Uns olle Mackensen, als der man so das Reissen hätt', den Diwel ook, nu denn is' er auch vons Pferd runter und rüber in die Kutsch'.“ Die zweite Kalesche gibt es noch, allerdings in kläglichem Zustand: Die Sitzpolster wurden kreuz und quer aufgeschnitten. Doch wir wollen ja keine Spazierfahrt unternehmen, und weit wichtiger ist, dass auch unser Gepäckwagen noch an seinem Platz steht. Zwar fehlt der Teppich, der das Dach bildete, aber Maries Vorräte fehlen nicht. Die Tonne mit Fleisch und die Säcke mit Mehl, Kaffee und Zucker sind vollständig und unbeschädigt vorhanden, erstaunlich genug. Wir könnten also anspannen und unseren Rückmarsch beginnen, falls nur zwei Pferde sich auftreiben ließen. Oder eines zumindest.

Nach längerem Suchen treiben Pallas und Peske tatsächlich einen herrenlosen Gaul auf. Grässlich abgemagert ist er allerdings – und lahm

außerdem, so dass er gleich seinen Namen weg hat: Hinkebein. Viel Zugkraft lässt sich da schwerlich erwarten, aber wenig ist besser als nichts. Weil der Tag schon fortgeschritten ist, verschieben wir unsere Abfahrt auf den nächsten Morgen. Hinkebein wird inzwischen hinter einem Strohschober versteckt und erhält soviel Hafer, wie wohl seit Wochen nicht mehr.



Stolp (hier: Slupsk im Jahr 2010) war 1945 eine Durchgangsstation für ungezählte Flüchtlinge.

Aufbruch in Zackenzin zum Rückmarsch nach Westen. Wieder werde ich auf mein Matratzenlager gebettet, inzwischen allerdings mit freiem Ausblick in den Himmel hinein, über den ein kalter Märzwind die Wolken hetzt. Aber ich bleibe warm verpackt, gemütlich beinahe. Keine Pelzdecke und keiner unserer Pelzmäntel kam abhanden, denn dafür interessierten sich die Russen nicht; Pelze sind für sie offenbar reine Gebrauchsgegenstände, über die sie selbst reichlich verfügen. Hinkebein wird an der einen Deichselseite angeschirrt und tut seine Pflicht nach besten Kräften. Doch weil diese Kräfte begrenzt sind, muss außer mir die auf zwölf Personen geschrumpfte Treckgemeinschaft zu Fuß gehen und an Steigungen in die Speichen greifen. Nur Tante Deten – fast so lahm wie Hinkebein, dafür dreimal so dick – darf ab und zu aufsitzen.

Die Straße liegt verödet vor uns, und wir kommen zügiger voran als vor Tagen in der Gegenrichtung mit unseren ausgeruhten und kräftigen Pferden, denen eine endlose Wagenkolonne den Weg versperrte. Geäst zieht an meinen Augen vorüber, teils von den angrenzenden Wäldern, teils von ehrwürdig alten Alleebäumen über die Chaussee gewölbt. Im Mahlen der Räder, im Rütteln und Schaukeln des Wagens döse ich ein. Rufe, ein Schrei vielleicht, das Hochfahren: Was ist, welcher Schrecken kommt nun? Genau in meinem Blickfeld, näher und näher heranrückend, fast über mir schon baumelt

eine Gestalt, ein Gehenkter am Ast des Chausseebaumes; deutsche Wehrmachtsuniform, nur die Stiefel fehlen. Ein Hin und ein Her, das Pendeln, die halbe Drehung im Wind. Der Kopf schief herab, ein Hauch von Verwesung bereits, zwei Krähen, krächzend und träge auffliegend. Aber sehr gut noch lesbar das Schild vor der Brust: „Ich hänge hier, weil ich nicht an den Führer glaubte.“ Vorüber, doch nicht für lange. Die nächste Gestalt, ein anderer Spruch: „Verräter sterben, so wie dieser starb.“ Oder, zum dritten: „Wer den Tod der Ehre scheut, stirbt den Tod der Schande.“ Und, viertens: „Ich war zu feige, für Frauen und Kinder zu kämpfen.“

Aber wer eigentlich hat den Krieg einst entfesselt, wer ist verantwortlich für das, was jetzt über die Frauen und Kinder hereinbricht? Etwas weiter, bei einer Straßenkreuzung, gleich zwei Gehenkte nebeneinander. Diesmal sind es Gendarmen, und

ihnen fehlen nicht nur die Stiefel, sondern auch die Spruchtafeln. Wahrscheinlich – nein, nur zu offensichtlich waren in ihrem Falle nicht deutsche Standgerichte, sondern die Russen am Werk. Das reißt nicht ab, im Wechsel geht es so weiter, bald ist das Dutzend voll und nur zu bald überschritten: eine Galgenallee, eine Paradestraße des Blutauschs, des Männerwahns, einer Wollust zum Töten hier wie dort, die fatale Gemeinsamkeit von Besiegten und Siegern. Die einen wollten in ihren Abgrund mitreißen, wer sich ihnen entzog, die anderen Rache üben. Aber warum gerade die Rache an biedereren Gendarmen, die doch bloß den Verkehr regelten, die nur taten, was ihnen befohlen war? (S. 73-77)

Mit freundlicher Abdruckgenehmigung des dtv-Verlages. Medienpädagogische Hinweise zur Gestaltung einer Lesung finden Sie auf Seite 72f.



Die Moderatorin Dr. Maren Gottschalk schlägt bei der Lesung im EL-DE-Haus eine Brücke zwischen zwei sehr unterschiedlichen Kriegserfahrungen. Sie befragt Hanna Krstic zu ihrem therapeutischen Ansatz bei der Traumaarbeit.



Das EL-DE-Haus ermöglichte als ehemaliges Kölner Gestapo-Gefängnis und heutiges NS-Dokumentationszentrum den Veranstaltungsgästen einen unmittelbaren Zugang zu den dramatischen Kriegserfahrungen des Gestern und Heute.

ACHTSAME HÄNDE

DIE „TOUCLIFE“-PRAKTIKERIN HANNA KRSTIC SETZT BERÜHRUNG BEI MENSCHEN MIT KRIEGSTRAUMATA EIN

Von Beatrice Tomasetti

„Jeder Mensch reagiert auf ein traumatisches Erlebnis mit Flucht, Kampf oder einer Art ‚sich tot stellen‘“, sagt Hanna Krstic. „Die Muster sind dieselben, und doch reagieren wir alle unterschiedlich auf derartige Eingriffe in unser Leben.“

Die 44-Jährige ist „TouchLife“-Massage-Praktikerin und -lehrerin und arbeitete zwischen 2003 und 2006 mit traumatisierten Menschen des Balkankrieges, die qualvolle Erfahrungen durchgemacht haben. Bei der Lesung „Die Stunde der Frauen“ von Christian Graf von Krockow, einem Bericht aus Pommern über die Jahre 1944 bis 1947, hat sich Krstic auch mit der Protagonistin Libussa beschäftigt, die zum einen von dem Leidensweg der Frauen auf der Flucht von Pommern in den Westen erzählt und zum anderen die Leistungen, die diese dabei vollbracht haben, herausstellt. Nachdem Krstic dieses Buch gelesen hatte, so sagt sie, seien ihr viele Frauen in den Sinn gekommen, die sie während ihres Bosnien-Aufenthaltes behandelt hat. Denn auch in diesem vor 20 Jahren mit der Vertragsunterzeichnung von Dayton beendeten Krieg wurden zwischen 1992 und 1995 tausende von Frauen und Männern so schwer traumatisiert, dass sie selbst viele Jahre später noch an den Folgen von Gewalteinwirkung leiden. Nach Krstics Einschätzung sind sich alle diese Schicksale sehr ähnlich, auch die Umgehensweise mit dem Trauma zeige – bei aller Individualität – vergleichbare Bewältigungsmerkmale, sagt sie. Und doch bleibe im Einzelfall manche erlittene Brutalität unfassbar, mit menschlicher Vorstellungskraft nicht vereinbar, so berichtet Krstic über die vielen Gespräche, die sie mit solchen – zum Teil seelisch gebrochenen – Menschen geführt hat. Allein der nackte Überlebenswille habe manche Frau vor der totalen Selbstaufgabe und einem Abschließen mit dem Leben in einer schier aussichtslos erscheinenden Situation bewahren können.



TouchLife ist eine achtsamkeitsbasierte Massage-Methode, mit der Hanna Krstic allein in einer Woche etwa 30 bis 40 Kriegstraumatisierte, darunter überwiegend Frauen, behandelt.

Im Mai 2003 wird Hanna Krstic in einem der TouchLife-Newsletter auf die Organisation „Healing Hands Network“ (HHN) aufmerksam. Diese gemeinnützige Organisation aus England bietet seit 1997 kostenlose Behandlungen für Menschen mit Kriegstraumata an. Neben Sponsoren werden auch immer wieder Therapeuten alternativer Heilmethoden gesucht: sogenannte „bodyworker“ – Körper-Arbeiter –, die bereit sind, sich zwei Wochen am Stück in Bosnien aufzuhalten, dort ehrenamtlich zu arbeiten und sich der Herausforderung, bedürftige Menschen zu massieren, zu stellen. Denn die „bodyworker“ arbeiten jeweils über einen Zeitraum von zwei Wochen mit den Betroffenen und versuchen, seelisch und körperlich traumatisierten Menschen mit Massagen sowie unterschiedlichen Therapieansätzen und Behandlungsmethoden zu helfen. Jeder, der dort als ehrenamtliche Kraft mitmacht, muss die Kosten für Flug, Unterkunft und Verpflegung selbst tragen. Oft kommt bei diesem freiwilligen Einsatz – wie im Fall von Hanna Krstic – auch ein Verdienstaustausch dazu. Die Organisation ist deshalb auf Spenden und freiwillige Helfer angewiesen. „Ich fühlte mich sofort angesprochen, mein ganzer Körper reagierte, und der Newsletter



lag drei Nächte lang neben meinem Kopfkissen“, berichtet Krstic rückblickend über die Entdeckung dieser Möglichkeit, sich zu engagieren. „Ich habe mich an die Zeit während des Krieges erinnert; diese Zeit, als ich weinend vor dem Fernseher saß und mich hilflos fühlte. Jetzt konnte ich endlich etwas tun.“ Schon bald darauf – insgesamt werden es in den folgenden Jahren vier Einsätze – fährt die TouchLife-Praktikerin nach Bosnien: 2003 und 2004 für jeweils 14 Tage nach Sarajevo und auch nach Mostar sowie 2005 und 2006 erneut nach Sarajevo.

TouchLife ist eine achtsamkeitsbasierte Massage-Methode, mit der Krstic allein in einer Woche etwa 30 bis 40 Kriegstraumatisierte, darunter überwiegend Frauen, behandelt. Nahezu 60.000 Behandlungen sind es insgesamt, die von den „bodyworkern“, den Mitarbeitern von „healing hands“, seit Bestehen dieser Initiative ausgeführt wurden. Zu denjenigen, die ein solches Angebot nutzen, gehören sowohl Soldaten als auch ehemalige Lagerinsassen und vergewaltigte Frauen, die allesamt unter den grausamen Erfahrungen der Gewalt leiden, die ihnen angetan wurde, aber auch unter der Nachwirkung von lebensbedrohlichen Angstzuständen und Panikattacken.

Gibt es neben der universellen Sprache der Gewalt auch eine universelle Sprache der Heilung? Dieser Frage geht die Kölnerin bei ihrer ehrenamtlichen Arbeit in Bosnien nach und schildert später in Tagebuchaufzeichnungen, wie sie die Begegnungen mit den Menschen, die sie massiert, erlebt:

„Beim Anblick meiner ersten Klientin zuckte ich innerlich zusammen und versuche, mich während unseres Gespräches zu besinnen: auf meinen Atem, meine Körperhaltung und diese Liebe, die in mir wohnt. Frau Lulic ist 50 und sieht wie eine 80-Jährige aus. Sie hat eine gekrümmte Haltung und geschwollene Beine. Ihre Augen wirken wie zwei schwarze Höhlen auf mich. Sie schläft schlecht bis überhaupt nicht und hat Schmerzen in den Beinen. Sie wandert nachts umher und findet keine Ruhe. Seit 1992 oder 1993. Während der Beinmassage ertaste ich Narben an den Oberschenkeln. Ich bin überrascht über eine starke Schwellung am äußeren Beckenrand und erkundige mich, wie viel Druck ich ausüben kann, so dass die Behandlung noch angenehm ist. Sie schweigt, und das höre ich. Nach kurzer Zeit sagt sie leise: 'Sie haben mich getreten, mit den Füßen und ihren Gewehrkolben.' Diesmal schweige ich, und sie hört es. Zum Abschied nimmt sie mein Gesicht in ihre Hände, küsst mich und segnet mich mit guten Wünschen. Dann zieht sie eine schwarze Sonnenbrille an und geht hinaus.“

Meine nächste Klientin heißt Habiba. Sie zittert am ganzen Körper. Ständig. Sie gibt sich Mühe, sich der Rückenmassage hinzugeben und zu entspannen. Sie hat sich auf die Behandlung gefreut. Ihre Augen sind weit aufgerissen, und sie zittert. Seit mehreren Jahren. Während der Behandlung vibriert ihr Körper unter meinen Händen. Mir fällt die Metapher ‚bis ins Mark erschüttert sein‘ ein, und jetzt weiß ich, was damit gemeint ist. Ich bin voller Dankbarkeit für ihr Vertrauen mir gegenüber, bewundere und achte sie dafür. Die Menschen kommen herein, ziehen sich aus, und ich fasse sie an. Ein Kurs in Demut.“

Zwischen Frauen, die während des Krieges in Lagern inhaftiert waren und an den Folgen der Verhaftung sowie seelischer und körperlicher Folter leiden, taucht ein großer, kräftiger Mann auf. Er ist laut, witzig, hat Hände wie ein Grizzlybär. Wahrscheinlich ist er das, was man einen Berg von einem Mann nennt. Mit Nedzo Serif ist eine Rückenmassage vereinbart. Ich frage mich, wo ich die Kraft hernehmen soll, diesen Hünen befriedigend zu behandeln. Ich schiele auf den Fragebogen „any other information“. Dort steht, dass Nedzo acht Monate im Lager gefoltert worden ist, weil sein Bruder nicht aufzufinden war. Er ist geflohen, und sie haben ihn wieder geschnappt. Für weitere sechs

Monate. Keine weiteren Familienmitglieder vorhanden. Er legt sich lautstark auf den Tisch, und ich bestaune seinen breiten, stark behaarten Rücken, seine kräftigen Muskeln. Während ich seinen Rücken kraftvoll einöle, schließt er seine Augen und gibt einen brummenden Ton von sich. Ich arbeite sehr konzentriert, und der Hüne verwandelt sich vom Grizzlybär in einen kleinen Jungen. Ich erschrecke mich beinahe, als er mit kräftiger Stimme fragt, wo ich denn jetzt wirklich herkomme? Ich antworte, dass mein Vater Serbe ist und meine Mutter Ungarin. Ich habe Angst. Vielleicht hat er was gegen Serben? – War nix mit ‚kleiner Junge‘. Nedzo fängt an zu singen. Laut, gekonnt und sicher. Er singt ein serbisches Lied über eine Ungarin, das meiner Familie und mir schon viel Freude gemacht hat. Ein herzliches und befreites Lachen platzt aus mir heraus, und ich fühle mich nicht imstande zu arbeiten. Er lacht auch, steht auf und will mit mir tanzen! Dann läuft er auf die Straße und kauft mir einen Blumenstrauß.“

Hanna Krstic geht es darum, einem Menschen, der Opfer menschenverachtendster Grausamkeit geworden ist, manchmal nur einen Moment lang ver-

loren gegangenes Vertrauen (wieder) zu schenken. Denn: Traumatisierte Menschen brauchten oft sehr viel Zeit, bis sie sich überhaupt traute, ihre Narben das erste Mal offen zu legen, weiß Krstic aus langjähriger Erfahrung. Jede Verletzung sitze – wie auch die Scham darüber – zudem meist sehr tief unter einer sprichwörtlich oberflächlichen Verkrustung. Es brauche weite Zeiträume, bis Menschen das ihnen zugefügte Leid zeigen, verbalisieren, ausblenden oder gar verarbeiten könnten. Denn vergessen würden sie es nie. Dabei erinnert sich Krstic an einige ganz besondere Begegnungen, die ihr lange nachgegangen sind. Bei einer dieser außergewöhnlich erschütternden Geschichten fragte sie einmal die Betroffene, wie sie das überhaupt habe überleben können. Die Antwort lautete schlichtweg: „Weil ich es wollte!“

Einer anderen Frau wollte Krstic einmal die Beine massieren. Aber die Frau begann zu weinen, so dass die Therapeutin stattdessen mit ihr ein Gespräch begann. Schließlich äußerte die Frau den Wunsch, Krstic möge ihr übers Haar streicheln,



weil sie die Frau äußerlich an deren Tochter erinnerte, nach der sie seit zehn Jahren suchte. Beide haben später dann miteinander geweint, sich umarmt, ihren Emotionen freien Lauf gelassen und diese als intim empfundene Begegnung im Anschluss bei einer Tasse Kaffee besiegelt, was beide als ausgesprochen wohltuend empfunden haben. „Ich bewundere diese Frau und viele andere auch“, sagte Hanna Krstic später, „weil diese Menschen trotz ihres Schmerzes so authentisch und ehrlich sind.“

Aus solchen Begegnungen hat Krstic gelernt, dass Mitgefühl sehr wichtig ist. „Man darf niemals vergessen“, betont sie, „dass in jedem Menschen eine lebendige Seele wohnt.“ Bei traumatisierten Menschen könne es passieren, dass sie auf seelische Versehrtheit mit Abspaltung reagierten – was man in der Fachsprache als Dissoziation bezeichnet. Das heißt, sie halten nicht für real, was ihnen widerfahren ist. „Wenn Menschen ihren Körper abspalten, liegt mit hoher Wahrscheinlichkeit ein guter Grund dafür vor. Dieser unbewusste Vorgang dient dann dem eigenen Schutz“, erläutert Krstic. „Manchmal ist es hilfreicher, taub auf verschiedenen Ebenen zu sein, als überwältigt oder überfordert zu werden.“ Manche Menschen hätten bei früheren traumatischen Erlebnissen als Schutz vor den eigenen unerträglichen Emotionen ihre Körperwahrnehmung regelrecht abgeschaltet. Man spreche aber auch von einer sogenannten Dissoziation, wenn Menschen in eine Art Beobachterrolle wechselten, um die Situation nicht an sich heranzulassen oder sich nicht mit dem Geschehen zu identifizieren. Oder aber es sei möglich, dass ein Mensch noch während eines traumatischen Ereignisses das Gefühl habe, sich in je eine „agierende“ und eine „beobachtende“ Person zu spalten. „Das Spektrum möglicher Dissoziationen ist sehr breit“, so Krstic. „Das Dissoziieren, also die Fähigkeit, Teile unserer Wahrnehmung auszuschalten, ist ein evolutionäres Erbe, das in unseren Genen verankert ist. Es ist eine Art Notfallmechanismus, der es uns möglich macht, mit extremem Stress oder Trauma weiterzuleben.“

TouchLife ist eine ganzheitliche Massage-Methode, die auf fünf Pfeilern basiert: Gespräch, Massage-technik, Energieausgleich, Atem, Achtsamkeit. Krstic beschreibt das so: „Achtsame Berührung bedeutet immer Begegnung, teilweise auch Begegnung mit Schattenseiten, wie Ängsten und Sorgen, die in uns allen wohnen. Wenn ich andere berühre und mich dabei konzentriere, werde ich natürlich auch berührt – dem Prozess des Berührens geht also eine Öffnung voraus.“ Wer sich öffne, sei verletzlich. Andererseits habe er dabei gleichzeitig die Möglichkeit, eine besondere tiefere Ebene des Empfindens zu erleben. „Ich vermute“, sagt Krstic, „dass eine bestimmte Art von Hingabe und Einfühlbarkeit notwendig ist, um äußerliche Berührung gekoppelt mit innerlicher Rührung erlauben zu können.“ Dadurch könne man Nähe vermitteln und durch die sachte Berührung Zärtlichkeit schenken. „Es geht darum, traumatisierten Menschen behutsam zu zeigen, dass sie trotz ihrer verstörenden Erinnerungen überlebt haben und sie jetzt einen Augenblick der Nähe und vielleicht sogar Vertraulichkeit und Zuwendung erfahren können.“

Wie tief und sprichwörtlich „berührend“ eine Kommunikation auch jenseits verbaler Verständigung sein kann, schildert Krstic anhand einer Begebenheit aus ihrer Kindheit, die sich ihr fest eingepägt hat und die vermutlich schon damals eine unbewusste Vorahnung auf ihre dann erst sehr viel später erfolgende „Berufung“ war: „In einem serbischen Dorf“, so erzählt sie, „begegnete ich einmal einer taubstummen älteren Frau. Wir trafen uns in der Küche meiner Großtante und waren einander sofort zugeneigt. Über Körpersprache fanden wir spontan eine Kommunikation, die uns beiden Freude machte. Seitdem bin ich fasziniert von den Menschen, dem Körper, dem Geist und dem dazwischen.“ Und sie fühle sich privilegiert, keinen Krieg und keine Not je am eigenen Leib erfahren zu haben, fügt sie noch hinzu.

Die TouchLife-Praktikerin Krstic war 2003 die erste Deutsche, die mit dieser noch jungen Methode nach Bosnien gereist ist. Halb Ungarin, halb Serbin spricht sie selbst auch die Sprache ihres serbischen Vaters, hat aber einen serbischen Slang, weshalb sie zunächst Bedenken hatte, mit den

Opfern aus Bosnien serbisch zu sprechen. Doch ihre unvoreingenommene und offene Haltung gegenüber diesen Menschen wirkte letztlich eher entwaffnend und sorgte schnell dafür, dass man auch ihr mit Offenheit begegnete und sie deutlich spüren konnte, dass das Angebot von Hilfe und Nähe überwiegend Dankbarkeit auslöste. Das „Healing Hands Network“ (HHN) arbeitet immer von April bis Oktober und achtet streng darauf, dass immer zwei Praktikerinnen gemeinsam eingesetzt werden. „Manchmal führen wir auch ‚on outreach‘ in damalige Flüchtlingslager, Camps, Räume vom Roten Kreuz und andere Einrichtungen oder haben in leer stehenden Räumen gearbeitet, wo bedürftige Menschen in der Umgebung wohnten – wobei noch die Frage ist, ob man diese Behausungen als Wohnstätten bezeichnen kann“, berichtet Krstic im Rückblick auf ihre Einsätze in Bosnien.

Schon wenige Jahre nach ihren ersten Reisen in das Balkangebiet – im Jahr 2007 – wird Hanna Krstic von den Begründern der TouchLife-Methode autorisiert, den Kölner Ausbildungsstandort zu leiten, das heißt, diese Methode nun zu lehren und damit auch anderen zugänglich zu machen. „Eine zeitintensive Aufgabe“, räumt sie heute ein, „die derzeit weitere unmittelbare Praxiseinsätze in Bosnien nicht zulässt, zumal diese jedes Mal eine große Kraftanstrengung auf sehr unterschiedlichen Ebenen kostet.“ Dennoch schließt sie auf Zukunft hin einen erneuten Arbeitseinsatz nicht aus. „Es gehört zu mir, mit meinen Händen zu arbeiten“, sagt Hanna Krstic. „Damit fühle ich mich immer wohl und auch lebendig. Diese sehr empathisch geprägte Arbeit ist ein Weg, die Einzigartigkeit eines jeden zu respektieren, zu würdigen, ihn immer wieder neu zu sehen und mit Achtsamkeit zu berühren.“

Dieser Text basiert unter anderem auf einem Interview, das Hanna Krstic im Juni 2005 Marija Bakker im WDR gegeben hat (www.hanna-k.de/sound/interview.mp3).

Die TouchLife-Praktikerin hofft, dass das Netzwerk „healing hands“ weitere Kreise zieht und damit auf noch breitere Füße gestellt werden kann.

Infos unter: www.healinghandsnetwork.org.uk



Hanna Krstic bringt ihre Arbeit immer wieder ins Gespräch, um auf diese Möglichkeit der Traumarbeit hinzuweisen.



Die Ausstellung „Leidenswege von Frauen – im Krieg und 70 Jahre danach“ stand unter der Schirmherrschaft von Rainer Maria Kardinal Woelki. Anstelle eines Grußwortes wurde seine Meditation zu einem „Gebet in der Fremde“ aus dem Jahr 1946 vorgetragen.

MEDITATION ZUM „GEBET IN DER FREMDE“

Von Rainer Maria Kardinal Woelki

Der Schmerz und der Verlust, die der Zweite Weltkrieg und die Barbarei der Nationalsozialisten in den Lebenswegen der Menschen seiner Zeit bedeutet haben, sind unermesslich:

Erfroren, erschossen, vergast, vergewaltigt, verbrannt, vertrieben, verhungert, hingerichtet, vergessen, verraten, verloren, ertrunken, ausgebombt, versteckt, verzweifelt, verstümmelt.

Wie konnten Lebenswege nach dieser Katastrophe weitergehen?
Wo durfte das Leben wieder anfangen?
Wer hat darüber gesprochen?
Zu wem?
Wem kann man trauen?
Wo war Gott?
Wo bin ich zuhause?
Wo sind meine Kinder?
Schweigen.
Weinen.
Der Schmerz hat, Leid zu bringen,
nicht aufgehört.

„Führe uns“ – so flehen die Gläubigen in einem alten „Gebet in der Fremde“: Führe uns endlich von überall her an der Hand unserer himmlischen Mutter und unter dem Schutz deiner heiligen Engel in dein Vaterhaus, unsere wahre und ewige Heimat. Die uns niemand mehr rauben kann. Wo wir uns alle wiederfinden in dir, der du mit dem Sohn in der Einheit des Heiligen Geistes lebst und herrschechst, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Dies erbitten auch seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges Menschen millionenfach auf unserer Welt. Lass uns diese Bitten hören, ewiger, allmächtiger Gott, und handeln, wie du es für richtig und recht hältst!

Du weißt um jede und jeden Einzelnen – du wirst am Ende alle Tränen von ihren Augen abwischen. *Erst dann* gilt: „Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen (Off 21,4). Amen.



LEIDENSWEGE VON FRAUEN – IM KRIEG UND 70 JAHRE DANACH

EINFÜHRUNG IN DIE GLEICHNAMIGE AUSSTELLUNG

Von Britta Julia Dombrowe

Diese Ausstellung ist eine ganz besondere. Sie macht Dinge sichtbar und hörbar, die sonst oftmals im Verborgenen bleiben: Frauenerfahrungen – Kriegserfahrungen von Frauen. Mit der Veranstaltungsreihe „Der lange Schatten des Krieges“ sollten besondere Orte geschaffen werden, an denen ein Dialog entstehen kann, wo sonst oft Schweigen herrscht – auch heute noch, 70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges.

Diese Ausstellung in der Minoritenkirche in Köln ist ein solcher Ort, an dem wir mit der Geschichte in einen Dialog treten. Die Stationen dieser Ausstellung, die Interviews mit den Zeitzeuginnen, die Ausstellungsstücke in den Vitrinen – letztere mit der Unterstützung des „Hauses der Geschichte“ zusammengestellt –, und der Heils- und Leidensweg für Frauen der Künstlerin Monika Brenner erzählen uns von Frauenschicksalen. Alle diese Stationen haben dafür ihre ganz eigene Sprache:

In den Interviews mit den Zeitzeuginnen Maria Baumann und Anita Krenz ist es die ganz „normale“ Sprache, das gesprochene Wort, das uns vom Krieg erzählt. Die Frauen berichten davon, wie die Heimat verlassen wurde, wie alles sich auflöste, was Heimat bedeutete, und wie dann an anderer Stelle wieder ganz von vorne begonnen wurde. Jeder Mensch hat seine eigene Geschichte, und alle Geschichten zusammen sind vielleicht das, was wir als „die Geschichte“ – im eigentlich historischen Sinne – bezeichnen können. Der Krieg ist das größte von Menschenhand gemachte Schrecknis. Der Zweite Weltkrieg mit seinen Millionen Toten an den Fronten und in den Städten, in den KZs und Arbeitslagern, in den Gefängnissen und auf den Flüchtlingstrecken ist Geschichte, die uns an allem, was wir haben – an Kultur, Religion, am Menschsein – zweifeln lässt.

Darüber hinaus mussten europaweit zwischen 1939 und 1950 rund 20 Millionen Menschen fliehen: Männer, Frauen und ganze Familien. Sie wurden vertrieben oder umgesiedelt: Polen, Tschechen und Slowaken, Weißrussen, Ukrainer und Litauer, Ungarn und Deutsche. Historiker rechnen damit, dass bis 1947 bis zu 14 Millionen Menschen in den deutschen Ostprovinzen ihre Heimat verloren. Von diesen starben etwa zwei Millionen. Außerdem kam eine weitere Million Menschen in russische Gefangenschaft. Wirkliche Bilanzen aber kann es in diesem Wahn nicht geben. Was bleibt, sind die sehr persönlichen Geschichten, die jeden Menschen und jede Familie prägen.

Manchmal wird das Erlebte erzählt, wie Maria Baumann und Anita Krenz es in den filmischen Interviews getan haben, vielfach jedoch ist es das Schweigen, das in den Familien herrscht. Aber es gibt auch so etwas wie eine „rituelle Sprache“, in



der doch über den Krieg gesprochen wird. Das heißt, dass bei Familienfeiern und Zusammenkünften immer nur ganz bestimmte Geschichten oder Anekdoten wiederholt werden. Aber keiner wagt es, der Tante, dem Opa oder der Oma Fragen zu stellen. Wie könnte man auch fragen: „Oma, hat Dich jemand angerührt?“ Manchmal wird im ganz hohen Alter – „kurz vor Schluss“ – noch einmal das erzählt, was über Jahrzehnte unaussprechlich war. Da muss alles noch einmal raus. Damit man Frieden finden kann. Oft genug verstehen Familien erst dann, warum es bei ihnen zu Hause so und nicht anders zugeht. Verstehen erst dann, dass ihre Eltern und Großeltern tief traumatisierte Menschen sind; warum alles gehortet, der Teller immer leer gegessen und so selten in den Arm genommen wurde. Manch einer bemerkt an sich selbst, obwohl er vielleicht erst lange nach dem Krieg geboren wurde: „Ich bin auch ein wenig so, denn mich haben diese Menschen ja erzogen!“ Da staunt man, wie lang „der lange Schatten des Krieges“ wirklich ist. Das Sprechen über das Erlebte kann erleichtern, nicht nur den Sprecher, auch den Zuhörer. Deshalb ist es so wichtig, dass Zeitzeuginnen wie Maria Baumann und Anita Krenz das Wort ergreifen und in ihrer eigenen Sprache von ihren Erlebnissen berichten.

Sie werden in dieser Ausstellung auf eine weitere Sprache treffen, die uns nicht minder berührt: Es ist die Sprache der Dinge. Mit Hilfe des „Hauses der Geschichte“ und privaten Leihgebern sind Dinge zusammengetragen worden, die uns ebenfalls vom Krieg berichten: amtliche Anordnungen zur Aussiedlung, zur Einquartierung, Karteikästen zur Suche nach verschollenen Familienangehörigen. Sie erzählen uns von den Millionen einzelnen Leidenswegen. Sie sehen auch die Armbinde mit dem großen N, das Deutsche vielfach während der Vertreibung tragen mussten: N wie „Němec“, also Deutscher, aber N natürlich auch wie „Nazi“. Als ich die Liste mit den Exponaten sah, da blieb mein Auge an folgendem Eintrag hängen: „Stück Brot in Pergamentpapier“ stand dort. Ein 70 Jahre alter Brotkanten. Das „Haus der Geschichte“ wusste auch hier die persönliche Geschichte dahinter: Im Mai 1947 wurde dieses Stück Brot einer jungen Frau während des Flüchtlingstrecken aus Schlesien von einem Unbekannten geschenkt. Sie aß es nicht, sondern hob es bis zu ihrem Tode als Erinnerung an die Hungerzeit auf. Warum hat sie es nicht gegessen? Hat sie es aufgespart für einen Moment, der vielleicht noch schlimmer sein könnte als der, in dem sie das Brot geschenkt bekam? Oder hat sie



es für einen anderen Menschen aufgehoben, der noch schlechter dran sein könnte als sie selbst? So wie der Mann, der ihr das Brot schenkte, es nicht für sich selbst genommen hatte? Sie hat dieses Brot aufbewahrt als Erinnerung an die Zeit der Entbehrung, aber gewiss auch als Zeichen, dass Menschlichkeit möglich bleibt – selbst in Zeiten der Unmenschlichkeit. Wie wertvoll dieses Zeichen ist, verstehen wir auch heute noch: Wir stellen das Brot in einer Vitrine aus. Vielleicht erinnern wir uns an diesen Brotkanten, wenn wir das nächste Mal ein trockenes Stück Brot zur Hand nehmen und uns fragen, ob man das noch essen möchte. Jeden Tag sterben heute über 50.000 Menschen an Hunger. Viele von ihnen leben in Ländern, in denen der Krieg wütet – wie in Deutschland vor 70 Jahren.

Jenseits der herkömmlichen Sprache ziehen uns diese dinglichen Überreste des Krieges in einen Dialog über unsere eigenen Erfahrungen – aber auch



über unseren Standpunkt heute. Ganz ähnlich, wie es ein Kunstwerk zu tun vermag. Auch die Kunst hat ihre eigene Sprache. Jenseits der Wörter und Schriftzeichen kann sie mit Bildzeichen sprechen. Auch diese „Sprache der Kunst“ finden Sie in dieser Ausstellung: in Form des Heils- und Leidensweges für Frauen der Künstlerin Monika Brenner, die diese Ausstellung noch mit vorbereitete, aber leider nicht mehr hier sein kann, da sie ihrem Krebsleiden erlag. Monika Brenner, 1946 in Alsberg geboren, machte eine Ausbildung zur technischen Zeichnerin und hat in diesem Beruf

im Bereich Architektur gearbeitet. Schon Mitte der 60er Jahre wandte sie sich jedoch der freien Kunst zu und schuf neben ihrem Schwerpunkt der Papierarbeiten auch Objektkunst, wie wir sie hier in der Minoritenkirche sehen. Das große Thema ihrer Kunst ist dabei der Kreislauf des Lebens, das Werden und das Vergehen, sowie die Frage, wie viel Einfluss wir auf diese Prozesse haben. Die Kunst solle „so sein wie das Leben selbst“. Das war ihr Leitspruch. Wie das Leben selbst: manchmal leicht, manchmal schwer, ein Stück weit unberechenbar, erschütternd – gerade in der Auseinandersetzung mit dem Tode. Aus dem Leben selbst sind auch ihre Materialien gegriffen: vorgefundene Dinge, die sie zu Objektansammlungen zusammenfügt. In diesem Fall zu einem Heils- und Leidensweg. In Anlehnung an den Kreuzweg Christi, den dieser von der Verurteilung im Hause des Pilatus bis zur Kreuzigung bei Golgatha gegangen ist.

Wir kennen Kreuzwege durch die Bilder und Skulpturen in unseren Kirchen, manche sind auch im Freien angelegt. Man geht die sieben oder zwölf, meist jedoch 14 Stationen ab: in der Gruppe, mit einem Priester oder ganz allein für sich. Man betet im Angesicht der Passion Christi. Diese Bilderzyklen berichten von Leid, von Schmerz, Verzweiflung, aber auch von Menschlichkeit – etwa wenn Simon Jesus hilft, das Kreuz zu tragen, oder Jesus das Tuch von Veronika gereicht bekommt. Schon früh sind Menschen den realen Leidensweg in Jerusalem nachgegangen. Schon seit dem 4. Jahrhundert ist der Stationsweg auch in Europa bekannt, denn Pilger hatten von dem eindrucksvollen Erlebnis berichtet. Man begann die Stationen des Leidensweges nachzubilden, um auch denjenigen, die nicht nach Jerusalem reisen konnten, die Möglichkeit zu geben, in Andacht, Meditation und Gebet dem Leid Christi nachzuspüren. In der Betrachtung der Passion sahen und sehen viele ihr persönliches Leid gespiegelt: die eigene Krankheit, den eigenen Verlust, den Schmerz, die Angst – das alles wird uns in der Passion als etwas vor Augen geführt, das zum Menschsein dazu gehört. Selbst Gottes Sohn bleibt von solchen Dingen nicht verschont. Für viele Menschen ist dieser Gedanke tröstlich.

Diese sakrale Kunst zeigt die dunkle Seite des Menschseins, die eben auch dazu gehört. „So wie das Leben selbst“, um es mit den Worten von Monika Brenner zu benennen. So wundert es also nicht, dass sie sich den Kreuzweg als motivische Assoziation wählte. Sie tut das auf drastische Weise. Sie nimmt einen profanen Gegenstand, eine Matratze, und trägt ihn in einen sakralen Raum. Denn dieser Heilsweg war von Anfang an für die Ausstellung in Kirchen konzipiert worden. Der Kontrast könnte kaum größer sein, und manch einem ist er zu groß. Ich hatte Gelegenheit, in das Gästebuch zu schauen, das in der Aachener Citykirche auslag, in der Monika Brenners Heils- und Leidensweg zu sehen war. Dort finden sich viele Einträge von Menschen, die diese Arbeit tief berührt hat. Aber es gibt auch Einträge, die deutlich machen, dass man sich verletzt fühlen kann, wenn die Kunst einem so nah kommt. „Die Matratzen-Installation wirkt auf mich nur aggressiv und krank“, schrieb jemand. Direkt darunter stand in englischer Sprache ein weiterer Eintrag: „Ich kann mir nicht vorstellen, warum eine nackte heidnische Frau in einer katholischen Kirche gezeigt wird.“ Unterschrieben mit: ein katholischer Priester.

Warum ruft diese Arbeit so starke Gefühle in uns hervor? Ich gebe zu, als ich das erste Mal von diesem Werk hörte, da reichten der Titel und die Erwähnung, dass dieser Kreuzweg mit Matratzen gestaltet worden ist, aus, um mir eine Gänsehaut zu verursachen. In sieben einzelnen Stationen, auf sieben Matratzen, hat Monika Brenner verschiedene leidvolle Erfahrungen von Frauen, aber auch Momente des Heils thematisiert. Wir haben heute Abend Herrn Leo Brenner hier, den Mann von Monika Brenner, und er wird gleich im Anschluss, wie es der Wunsch seiner Frau war, etwas zu den einzelnen Stationen ihres Leidens- und Heilsweges sagen. Deshalb möchte ich Ihnen an dieser Stelle nur einige grundlegende Gedanken mitgeben: Zum ersten die Tatsache, dass gerade Frauenleid oftmals ein Leid im Verborgenen ist. Über vieles „spricht man nicht“. In den Stationen von Monika Brenner wird dieses Leid buchstäblich hinter der verschlossenen Tür hervorgeholt und der privaten Sphäre entrissen. Viel privater als eine Matratze kann ein Ort nicht sein, und deshalb

wählte die Künstlerin gerade dieses Zeichen aus. Sie selbst sagte dazu: „Auf einer Matratzen spielt sich die gesamte Bandbreite des Lebens ab: Stunden der Liebe und Lust, Sterbestunden, Krankheitstage, Gewalt. Eine Matratze ist ein Ort von Träumen und Alpträumen.“ Häusliche Gewalt ist so ein Albtraum, der Verlust eines Kindes, eine tödliche Krankheit wie Brustkrebs. Es sind diese Dinge, die Monika Brenner zeigt, schonungslos zeigt, wenn sie sich selbst in der sechsten Station, in Anlehnung an die Kreuzwegstation „Jesus wird seiner Kleider beraubt“, nackt und durch die Krankheit gezeichnet zeigt. „Der Mantel des Schweigens“ ist entfernt, nichts schützt den Körper, und seine ganze Versehrtheit wird spürbar – auch die Versehrtheit der Seele. Monika Brenner wusste, dass ihr Passionsweg eine Provokation war. Sie verstand es als Angebot. Sie wollte niemanden vor den Kopf stoßen, aber sie hat es doch in Kauf genommen, wenn sich dadurch etwas in den Köpfen bewegen ließe. Ganz im Sinne des klassischen Kreuzweges wollte sie Stationen schaffen, vor denen man im Angesicht des Leides erkennen kann, dass dieses Leid ein millionenfach von Frauen geteiltes ist.

Sie wollte einen Ort der Besinnung schaffen und des Trostes. In der dritten Station berichtet sie von „Frauen als Heilsbringerinnen“: Sie zeigt uns einen Korb voll Ölfäschchen und erinnert an die biblische Erzählung, als Jesus im Haus Simons von einer Frau mit kostbarem Öl – zum Zorn seiner Jünger – verwöhnt wurde. Er beschwichtigt seine Jünger mit den Worten: „Sie hat eine gute Tat für mich vollbracht.“ Monika Brenner nimmt mit ihrem weißen Laken auch Bezug auf das Schweißstuch der Heiligen Veronika, das diese Christus auf dem Kreuzweg reichte. Hier werden Frauen tätig und versuchen Leid zu mindern. „Wie das Leben selbst“ solle die Kunst sein. Die letzte Station zeigt die Prozesse des Lebens in aller Deutlichkeit: Aus dem Tod entspringt das Leben, aus dem Leid entspringt neue Kraft. Aus dem teils verkohlten Baumstamm wächst neues Grün. Die künstlerische Sprache der Monika Brenner ist hier für jeden hörbar, und ihr Angebot des Trostes bewegt sich ganz in der Tradition des klassischen Kreuzweges.

Ich habe Ihnen drei verschiedene Arten von Sprache vorgestellt, die Sie in dieser Ausstellung finden können. Erstens: das gesprochene Wort der Zeitzeugen, die ein Schweigen brechen und sich von dem Erlebten „freisprechen“. Zweitens: die Sprache der Dinge. Die Überreste der Zeit des Krieges, die uns mit ihrer ganzen Gewalt treffen – selbst oder wahrscheinlich gerade dann, wenn es sich um die kleinen Dinge handelt, wie eine Puppenfamilie aus Wollfäden, einen alten Handwagen oder einen



Diese Puppenfamilie hat ein 11-jähriger Junge im Dezember 1945 in Niederschlesien als Weihnachtsgeschenk für seine Schwester gebastelt. Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn.

Kanten Brot. Drittens war von der Sprache der Kunst die Rede: in diesem Fall Objektkunst.

Eine Zuspitzung der Sprache der Dinge, wenn Sie so wollen. Ihre Bildzeichen ziehen uns in den Dialog unserer eigenen Leidens- und Heilserfahrungen. Diese drei Sprachen berichten von Schrecken, aber auch von Hoffnung. Von Zerstörung und Wiederaufbau. Sie berichten vom Leben, das sich eben genau zwischen diesen Polaritäten bewegt. Gewiss anders bewegt, wenn ein Krieg in dieses Leben fährt. Und deshalb fehlt noch eine vierte Sprache: Ihre eigene.

In dieser Veranstaltungsreihe wurde ein Film gezeigt: „Wir Kriegskinder – wie die Angst in uns weiterlebt“ von der Filmemacherin Dorothe Dörholt. Er handelt davon, wie sehr noch heute – 70 Jahre danach – Menschen an ihren Kriegserfahrungen leiden, aber auch wie es die gesamte Familie noch Generationen danach prägt. Ich war tief berührt von dem Film. Aber das, was nach der Vorführung geschah, war noch viel berührender. Denn es brach aus den Menschen, die diesen Film

zusammen gesehen hatten, nur so heraus: Da saßen Zeitzeugen zusammen mit Menschen, die erst 30 Jahre nach Kriegsende geboren waren, und erzählten vom „Langen Schatten des Krieges“ und davon, wie er ihr Leben beeinflusst. Die Menschen waren randvoll damit. Eine junge Frau berichtete, dass sie immer wieder Bettlaken kaufe, obwohl sie Spannbetttücher benutze, aber ihre Oma hatte immer gesagt: „Die brauchst Du im Haushalt, wenn Krieg kommt, dann kannst Du die gut tauschen!“ Ein älterer Herr berichtete davon, dass man ihm auf der Flucht, die er als Kind erlebt hatte, Alkohol gab, damit er die Strapazen durchstand. Auch heute greift er zur Flasche, wenn es hart auf hart geht. Diese Menschen, die sich überhaupt nicht kannten, fanden zur Sprache, und man hatte das Gefühl, da wurde vieles ausgesprochen, das zuvor noch niemals gesagt worden war.

Auch wurde berichtet, dass in den Familien die Alten die Jungen mit ihren schrecklichen Erlebnissen verschonen und die Jungen die Alten mit Fragen nicht quälen wollten. Das Ergebnis war Schweigen – und nicht selten völliges Unverständnis. Deshalb ist diese vierte Sprache, Ihre eigene Sprache, so wichtig. Aber nicht nur deshalb. Es ist nicht nur das Verstehen innerhalb von Familienzusammenhängen, das dadurch möglich wird, sondern auch das Verständnis der Gegenwart. Die Erinnerung vergraben und versuchen zu vergessen – das macht den einzelnen Menschen genauso krank wie die ganze Gesellschaft. Da fehlt es an Verständnis für die aktuelle Situation heute. Aber die Flüchtlinge in unseren Flüchtlingsheimen, vor dem Krieg geflohen, ausgebombt – das sind ja wir. Vor 70 Jahren.

Im Jahresbericht 2014 von Amnesty International wird es ablesbar: Weltweit sind heute rund 50 Millionen Menschen auf der Flucht vor Krieg und Gewalt. So viele waren es seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges nicht mehr. Ich bin mir sicher, dass die Exponate dieser Ausstellung Sie mit ihrer jeweiligen Sprache erreichen, und ich hoffe, dass Sie hier und im Rahmen dieser Veranstaltungsreihe Gelegenheit finden, Ihre eigene Sprache in einem Gespräch vor Ort oder vielleicht im Nachgang zu Hause hinzuzufügen.

„DIE KUNST SOLL SO SEIN WIE DAS LEBEN SELBST“

DER „HEILS- UND LEIDENSWEG“ VON MONIKA BRENNER

Im Rahmen der „Entdeckungstour für die Seele – Frauen erleben Spiritualität“ hat die Künstlerin Monika Brenner zum Thema „Heiles und Brüchiges im Leben von Frauen“ in einem Seitenschiff der Überwasserkirche in Münster sieben unterschiedlich gestaltete Laken auf Matratzen ausgestellt. Mit ihren Installationen hat sie sieben Stationen des Leidensweges Jesu Christi aufgegriffen. Monika Brenner nutzt die Vieldeutigkeit der Objekte Matratze und Laken sowie die Sperrigkeit ihrer Anwesenheit im Kirchenraum. Sie macht darauf aufmerksam, wie die Menschwerdung von Frauen durch Leid gebrochen und die Erfahrung von Heil gefährdet sein kann.

Auf den ersten Blick mutet ein solcher auf Laken über Matratzen gestalteter Heils- und Leidensweg von Frauen seltsam an, vielleicht sogar anstößig. Darf man die Leidensgeschichte Jesu mit so banalen, alltäglichen und zugleich intimen Gegenständen in unmittelbare Verbindung bringen? Auf einer Matratze spielt sich die Bandbreite des Lebens ab. Sie ist Ort von Leben, Liebe und Leiden. Kinder werden geboren, Menschen sterben. Ein verliebtes Paar erlebt Stunden der Liebe und Lust. Eine Frau wird vergewaltigt.

Eine Prostituierte empfängt ihren Freier. Eine Kranke hat vom ständigen Liegen offene Wunden. Eine Matratze ist Ort von Träumen ebenso wie von Alpträumen.

Der Heils- und Leidensweg von Monika Brenner provoziert. Die Künstlerin holt das Leiden Christi in unser Leben, in unseren Alltag; genau dorthin, wo die biblischen Schriften den Menschensohn sehen. Bis in die erlittene Gewalt, in das Leiden und in den Tod hinein hat sich Gott in unser Menschsein „ausgesprochen“. Gott ist auch heute bei den Menschen, besonders bei denen, die leiden und nach Hilfe und Zuwendung schreien. Gott ist Mensch geworden – diese biblische Provokation ist das Thema der künstlerischen Installation. Die Samariterin wie die Sünderin – sie alle haben Gottes Menschenfreundlichkeit und Güte in Jesus Christus am eigenen Leibe erfahren. Auch wir dürfen darauf vertrauen. Gott ist bei uns, er begleitet unser Leben. Freude und Trauer, Liebe und Hass, Mitleid und Spott, Erniedrigung und Leidenschaft – all dies ist ihm nicht fremd. Verfolgt und gepeinigt, ans Kreuz genagelt bis zum Tod weiß er, was Schmerzen sind, kennt die Gefühle von Demütigung, Angst und Verlassenheit.



Hinsehen, hingehen, sensibel und aufmerksam werden für Leid und Not. Monika Brenner hat sich diesem Anspruch gestellt und das Leiden und das Heil von Frauen in den Blick genommen.

Mit freundlicher Abdruckgenehmigung: Bischöfliches Generalvikariat Münster (Hg.), Heils- und Leidensweg für Frauen. Arbeitshilfe siehe Literaturverzeichnis S. 77.

SIEBEN STATIONEN MARKIEREN HIER EINEN WEG DURCH DAS LEBEN VON FRAUEN.

1. Hinter glänzenden Fassaden entwickeln sich Beziehungen zu einem Gefängnis mit den Schrecken und Schmerzen von Gewalt.
2. Eine Mutter steht am Rande und leidet Qualen, weil sie hilflos zusehen muss, wie ihr Kind sterben wird.
3. Eine Frau wird aktiv. Wir erleben Mitgefühl mit einem geschundenen Menschen, Hilfe und Zuwendung.
4. Da ist das Niedergedrückt-Sein alter kranker Menschen, die in ihrer Hilflosigkeit oft einsam und isoliert sind.
5. Wenn Mütter über sich und ihre Kinder weinen, dann ist da tiefer Schmerz. Kinder haben Gewalt erlitten, ihre Seelen sind bis an ihr Lebensende verletzt, das Grauen hat keine Worte.
6. Der Mantel des Schweigens wird entfernt. Verborgenes Leid wird offenbar.
7. Leiden, Sterben, Tod sind nicht das Ende. Aus dem Tod erwächst eine neue Zukunft.



HINTER JEDEM MENSCH STEHT EINE GESCHICHTE

DINGE FANGEN AN ZU SPRECHEN

„Heils- und Leidenswege von Frauen im Krieg und 70 Jahre danach: ...eine Bereicherung für alle Wissenden und Unwissenden, Betroffenen und Nicht-Betroffenen. Gut, dass dieses Thema historisch und aus aktueller Situation aufgegriffen wird. – Erinnern! Aufrütteln! Sensibilisieren!“ (Eintrag ins Gästebuch zur Ausstellung)

Stete Begleiter

Als 1942 die britischen Bomben das Ruhrgebiet in Schutt und Asche legten, verließ Gertrud K. – eine zarte Frau mit großer Zähigkeit und Durchhaltevermögen – mit ihrer neugeborenen Tochter die Stadt Essen, die als Standort von Krupp besonders stark bombardiert wurde. Ihr Mann kämpfte als Soldat in Russland und geriet dort in Gefangenschaft. Gertrud K. zog mit dem Bollerwagen zunächst nach Grieben/Altmark, wo ihre Eltern lebten und es bis zum Kriegsende vergleichsweise ruhig war. Danach kehrte sie mit Kind und Wagen in das zerstörte Essen zurück und half als sogenannte „Trümmerfrau“ mit, die Stadt wieder aufzubauen. Der Wagen wurde ihr steter Begleiter. Mit ihm transportierte sie Kind, Schutt und Hamsterfahrt-Beute. Später hat sie den Wagen bis zu ihrem Tod im Jahr 2010 im Keller aufbewahrt. Immer, wenn jemand den Handwagen entsorgen wollte, protestierte sie: „Ihr wisst ja nicht, was noch kommt. Vielleicht braucht Ihr den noch!“ Gertrud K. hat ihn zusammen mit zwei großen Kochtöpfen gehütet und gesagt: „Schmeißt die nicht weg, wenn ich tot bin. Wenn es hart auf hart kommt, könnt Ihr darin Suppe kochen, Wasser aufbewahren und Kinder und Wäsche waschen.“

„Durch manches ‚Handgreifliche‘ wird das tief bewegend und ‚lebendig‘, was man aus den Schilderungen der eigenen Großeltern und Eltern noch weiß! – Erinnern ist so wichtig!“

(Eintrag ins Gästebuch zur Ausstellung)



„Sie gönnte sich nichts.“

Handwagen, Koffer und Topf aus Privatbesitz

Was soll man mitnehmen? Viele Familien waren schon fort, hatten schon gehen müssen. Doch der Hof der Besitzerin dieses kleinen Koffers in der Grafschaft Glatz in Niederschlesien wurde noch zur Versorgung der russischen Soldaten und Offiziere gebraucht. Nachdem die Versorgung organisiert war, erhielt auch die Familie von Hedwig G. die Aufforderung, sich in Glatz zu melden. Weil die Großmutter aber so betagt war, wurde die Familie wieder zurückgeschickt und erst nach dem Tod der Großmutter – etwa ein halbes Jahr später – zur Ausreise gezwungen. Eingepfercht in einen Waggon, wusste niemand, ob die Fahrt in den Westen ging oder – wie man fürchtete – nach Osten in Richtung Sibirien. Erleichtert stellte die Familie fest, dass der Zug Richtung Westen fuhr, als sie durch die Ritzen des Waggons sah. Jeder konnte soviel mitnehmen, wie er tragen konnte. In diesem kleinen Koffer bewahrte Hedwig G. alles Wichtige auf. – Als Bauersfrau unterstand Frau G. die Milchviehhaltung. Vom Erlös der Milch bezahlte sie das

Schulgeld für den jüngsten ihrer drei Söhne. In der Börse liegt ein Zettel mit dem Vermerk „Omas Geldbörse. Sie gönnte sich nichts“. Die kleine Geldbörse hat ihre Besitzerin das ganze Leben lang begleitet.



Koffer und Geldbörse aus Privatbesitz

„Die Stärke der Frauen war es, die die Flüchtenden ihr Ziel erreichen ließ.“

(Eintrag ins Gästebuch zur Ausstellung)

„Wie wertvoll die kleinen Dinge, Gegenstände des Alltags, werden, wenn sie – oftmals singulär – an die verlorene Heimat erinnern; so sehr, dass sie oft bis ans Lebensende aufbewahrt werden wie ein wertvoller Schatz!“

(Eintrag ins Gästebuch zur Ausstellung)

Ein sicheres Versteck

Während der Kampfhandlungen an der Ostfront trug Karl B. seine Brieftasche in der Brusttasche seiner Uniform. In ihr befanden sich mehrere Fotos. Als ihn eine Kugel traf, blieb diese in der Brieftasche hängen, durchlöcherte die Fotos und rettete ihm das Leben. Als er später nach einer schweren Verwundung aus der Armee entlassen wurde und mit der Familie im Januar 1945 aus Ostpreußen über das Frische Haff floh, versteckte er diese Fotos sowie die Uhren seiner Eltern und einige andere Wertsachen in seiner Beinprothese und konnte so alles retten.



Brieftasche, Anstecker und Fotos aus Privatbesitz



Notizzettel aus Privatbesitz

Bilanz eines Krieges

Anfang 1945 flohen Ottilie und Paul K. mit ihren vier erwachsenen Töchtern aus Neuendorf, Ostpreußen. Als der Vater Paul 1946 in einem Durchgangslager starb, kehrte die Mutter mit ihren Töchtern nach Hause zurück. Dort wurden drei von ihnen wenig später in die Sowjetunion verschleppt. Die vierte Tochter konnte sich unter dem Tisch verstecken und auf diese Weise retten. Der Sohn Josef fiel 1944 als Soldat in Italien. Die Mutter, Ottilie K., notierte die Sterbedaten auf einem Zettel, den ihr Sohn Aloys später zum Gedenken in sein Fotoalbum legte.

„Gebet in der Fremde“

Nach ihrer Flucht aus Ostpreußen mit ihren Kindern kam Elisabeth B. zunächst in der SBZ (Sowjetische Besatzungszone, spätere DDR) an. Wie viele andere Flüchtlinge aus dem Bistum Ermland legte sie ihre Hoffnung auf die Rückkehr in die Heimat in das „Gebet in der Fremde“, das 1946 von einem ermländischen Priester verfasst worden war. Diesen Gebetszettel bewahrte sie bis zu ihrem Tod in ihrem Gebetbuch („Lobet den Herrn“, 1938) auf.

Vgl. dazu die Meditation von Kardinal Woelki auf Seite 28f.



Gebetszettel (4-seitig) und Gebetbuch aus Privatbesitz

„Herr! Es ist so viel Gewalt auf Deiner Erde; lass Frieden werden!“

(Eintrag ins Gästebuch zur Ausstellung)

Als Flüchtling registriert – und abgestempelt

Im Zusammenhang von Flucht und Vertreibung wird gern auf das „Wunder der Integration“ hingewiesen. Tatsächlich wurde vielen das Land, in das sie nach Flucht und Vertreibung kamen, zur „kalten Heimat“ (Andreas Kossert). Auf dem Flüchtlingsausweis, den die Frauen, Männer und Kinder im Westen bekamen, erhielten sie den Status als „Heimatvertriebene“ und waren damit offiziell anerkannt. Viele fühlten sich damit aber auch „abgestempelt“. Einer der Flüchtlingsausweise wurde für Hildegard B., die mit ihrer Familie aus Ostpreußen geflohen war, am 18.4.1955 ausgestellt. Der andere Flüchtlingsausweis wurde für Gabriele Ida W., die aus Mecklenburg vertrieben worden war, am 3.5.1955 ausgestellt.



Flüchtlingsausweise aus Privatbesitz

„Aus der Kenntnis der Vergangenheit lasst uns Gegenwart und Zukunft gestalten!“

(Eintrag ins Gästebuch zur Ausstellung)

„Vergessen wir die heutigen Flüchtlinge nicht!“

(Eintrag ins Gästebuch zur Ausstellung)

Im Vertrauen auf Gott

In Zeiten der Not gibt der Glaube vielen Menschen Halt. Im Gebet kommen sie zur Ruhe und finden Stärkung und Trost für die Seele. Den Rosenkranz hat Elisabeth B. aus ihrer Heimat in Guttstadt, Ostpreußen, retten können.

Rosenkranz und Gebetszettel aus Privatbesitz

„Mein Herz klopft vor Aufregung, wenn ich die Filme und Gegenstände der Ausstellung betrachte. Geschichten meiner Eltern und Großeltern leben auf.“

(Eintrag ins Gästebuch zur Ausstellung)



Blechdose aus Privatbesitz

Hunger

Nach dem Krieg haben Millionen von Menschen großen Hunger erlitten. Das betraf vor allem die Flüchtlinge und Vertriebenen, aber auch einen erheblichen Teil der einheimischen Bevölkerung, besonders in den Städten. Viele gingen betteln oder suchten auf Feldern nach Früchten. Paul P. ging in Koblenz mit einer Blechdose, die er sich mit einer Kordel um den Hals hing, Himbeeren und Brombeeren pflücken, aus denen seine Frau und seine Tochter Gelee kochten.

Ein Stück Brot – Zeichen des Mitfühlens.

*Stück Brot auf Pergamentpapier.
Stiftung Haus der Geschichte der
Bundesrepublik Deutschland, Bonn.*



BROT DES LEBENS

MEDITATION

Von Eva-Maria Will

Wer hat sich in der Rückschau nicht schon ehrlich eingestehen müssen, in einer bestimmten Situation unaufmerksam, ja gedankenlos und gleichgültig gehandelt zu haben. Das kommt vor. Schwierig kann es werden, wenn daraus eine Haltung wird. Eine Gesellschaft kann es sich nicht leisten, gleichgültig zu sein. Sie lebt von der Aufmerksamkeit gegenüber Entwicklungen und Trends, um daraus Handlungsperspektiven für die Zukunft ableiten zu können. Begründete Entscheidungen kann sie ebenfalls nur aus der wachen Erinnerung an die eigene Geschichte treffen.

Mitgefühl in Zeiten des Hungers

Im vergangenen Jahr gedachte die bundesdeutsche Gesellschaft des Kriegsendes vor 70 Jahren, das einerseits die Befreiung von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, andererseits den vollständigen Zusammenbruch bedeutete. Bereits vor 1945 begann die Hungersnot, unter der ein Großteil der Menschen noch mehrere Jahre zu leiden hatte. Zeitzeuginnen erzählen, dass sie mit geringsten Mengen von Mehl, Fett, Zucker, Salz, Fleisch auskommen mussten, wenn es ihnen überhaupt zur Verfügung stand. Diejenigen, die nichts hatten, mussten Lebensmittel beschaffen oder darum betteln. In dieser unmenschlichen Zeit geschehen auch bewegende Zeichen der Mitmenschlichkeit. Im Mai 1947 geht ein Unbekannter auf eine junge Frau in einem Flüchtlingstreck aus Schlesien zu. Er reicht ihr ein kleines in Pergamentpapier eingewickelt Stück Brot. Auch wenn die Frau sicher großen Hunger leidet: Sie isst das Brot nicht, sondern steckt es ein, vielleicht als Notration für sich selbst oder für jemand anderen. Schließlich hebt sie den kleinen Kanten Brot bis zu ihrem Tod im Jahr 2014 auf. Dann kommt er in das Bonner Haus der Geschichte. 2015 war er in der Ausstellung „Leidenswege von Frauen“ in der Kölner Minoritenkirche zu sehen. Ein hartes Stück Brot wird zu einem kostbaren Zeichen für das Mit-

gefühl eines Fremden. Dankbar und liebevoll erinnern auch Dorothea und Elisabeth Ahrendt an eine ähnliche Geste: Am Waldrand hat der Vater einige Krusten Brot aus der Tasche gezogen und jeder der vier Töchter etwas gegeben und gesagt: „Nehmt das Stückchen Brot, es ist wohl die letzte Gabe, die ich euch in diesem Leben geben kann.“

Hunger nach dem Brot des Lebens

„Nehmt das Stückchen Brot“ – das erinnert an die Worte Jesu im Abendmahlssaal. Jesus spricht zu seinen Jüngern, ermutigt und tröstet sie. In der Vorwegnahme seines Todes am Kreuz und seiner Auferweckung nimmt Jesus dann das Brot und bricht es in viele Stücke, um es mit seinen Jüngern zu teilen. Er reicht ihnen das Brot als Stärkung für den Magen, aber auch für die Seele. So wie er das Brot gibt, gibt Jesus sich selbst freiwillig am Kreuz hin. Der Priester Gerhard Fittkau schreibt über die Feier der Eucharistie 1945 in seiner kleinen Dorfkirche in Ostpreußen: „Meine größte Freude in diesen Tagen war, dass meine Gläubigen nach dem ‘Brot des Lebens’ geradezu hungerten, wie sie es niemals zuvor getan hatten.“ Die Glieder der Gemeinde sehnen sich nach Stärkung und erleben sich in der Not als Schicksalsgemeinschaft, der das gebrochene Brot zur heilsamen Speise wird.

„Liebt einander!“

In der Feier der Abendmahlsmesse am Gründonnerstag hören wir im Evangelium, dass Jesus seinen Jüngern die Füße wäscht als Zeichen seiner dienenden Hingabe, das Brot für sie bricht und das neue Gebot verkündet: „Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben!“ (Joh 13,34). Aus der Erfüllung dieses Auftrags lebt die Kirche: Liebe erweist sich in konkreten Taten – wenn wir Hungrige speisen, Fremde aufnehmen oder Trauernde trösten.

DU BIST MEINE ALLERLETZTE HOFFNUNG

SPIRITUELLE IMPULSE ZUR AUSSTELLUNG

Von Aurica Nutt

Mit ihrer Mutter kann sie nicht über damals sprechen. Die redet und redet und erzählt doch nichts. Über das Wichtigste schweigt die Mutter. Und die Tochter kann es nicht fragen: Warum mussten wir damals weg, was hatten wir verbrochen? Ihre Hand erinnert sich noch an das Holzgeländer im Treppenhaus, das unten in einer Schnecke endete – wie es sich anfühlte, es zu berühren. Das hatte sie als Kind tausend Mal getan. Was ist aus dem Garten, aus den Kaninchen im Stall geworden? Die haben wir dort gelassen. Wohin ist Oma damals verschwunden? Auf einmal war sie weg. Was ist mit der kleinen Schwester, die kein Grab hat? Sie hatte so eine weiche Haut. Und schrie so viel in den kalten Nächten. Bis sie plötzlich still war.

Manchmal träumt sie von alldem und wacht schweißgebadet auf. Dem Flüchtlingsheim bringt sie ihre getragene Kleidung, die braucht sie doch nicht mehr. Aber den Menschen dort kann sie nicht in die Augen sehen, denn die Verlorenheit in ihren Blicken hält sie nicht aus.

Als die Mutter stirbt, findet die Tochter deren aufgezeichnete Erinnerungen. Und darin den Satz: „Wir waren mitschuldig wie die meisten Deutschen. Aber wir Vertriebenen haben den höheren Preis gezahlt.“

Am schlimmsten ist es abends, wenn es still wird auf den Fluren des Altenheims. Dann kehren die Erinnerungen zurück. An die alte Heimat. Den Schlüssel zum Haus in Schlesien bewahrt sie immer noch in einer Kiste auf.



Gott, in Dir soll alles geborgen sein, erinnert in Ewigkeit. Wie willst Du das machen, woher weißt Du von früher, wenn Mutter schweigt und ich fast nichts mehr von damals weiß?

Und selbst, wenn Du es könntest, was haben wir davon, wortlos alleine im Dunkeln mit unseren Erinnerungen?

Es heißt, Du wirst alle Tränen abwischen, aber wie willst Du das machen? Die geweinten Tränen kann niemand mehr im Nachhinein trocknen, auch Du nicht, das glaube ich einfach nicht.

Und außerdem kann ich gar nicht weinen, der Kloß im Hals löst sich nicht, wenn ich an damals denke. Er sitzt fest in Ewigkeit.

Aber es heißt auch, Du bist gar nicht der Allmächtige, „der alles so herrlich regieret“, sondern auch Du bist hilflos und schwach.

Bin ich etwa auch Dein Abbild: ich mit sieben, auf den verschneiten Straßen – und alles was mitdurfte, war die Puppe...?

Bist Du wie wir, so wie wir damals? Und dürfen wir hoffen, dass Du verstehst, wie es uns damals ging?



Gott, es heißt, Du bist für uns Mensch geworden, Du hast gelitten, Du weißt, was das bedeutet.

Bist Du Dir sicher?

Du hast nicht erlebt, was ich erlebt habe: Du hast Deine Heimat freiwillig verlassen, Du kennst die Schuldgefühle nicht, das Gefühl, weg zu müssen aus diesem Körper.

Was haben meine Wunden mit Deinen zu tun, die Narben auf meiner Seele mit Dir?

Aber was ich kenne, ist, dass die Wunden ewig bleiben, sogar bei Dir, obwohl Du den Tod besiegt hast. Die Wunden bleiben; wer sich traut, kann den Finger hineinlegen und Dir glauben.

Vielleicht sogar an Dich glauben.

Und hoffen, dass Deine Rettung eines Tages auch für uns Rettung bedeutet.

Es gibt zwei Wahrheiten: Der *Verstand* weiß, da wohnen jetzt andere Menschen, selbst Vertriebene aus Ostpolen. Freundliche Menschen, die ihr nichts schulden. Sie war ja einmal da und durfte sogar hinein. Das *Herz* hofft darauf, die Geschichte zurückdrehen zu können. Wenn sie wieder dort leben könnte, wo sie eigentlich zuhause ist – und nicht hier in der „kalten Heimat“, wo sie bis heute als Fremde auffällt, sobald sie den Mund aufmacht, und das nach all den Jahrzehnten. Wenn die Mutter, die die Russen damals mitgenommen haben, wieder zur Tür hereinkäme. Die Frauen schrien vor Angst, verabschiedet haben sie sich nicht. Und wenn das Schlimmste, das Allerschlimmste, nicht passiert wäre. Das, worüber sie nicht sprechen kann bis heute. Es will ja niemand hören, wie es damals war. Wie soll sie da die ganze Wahrheit erzählen?

Aber vergessen hat sie es nie, trotz einer glücklichen Ehe, den Kindern, dem Reihenhaus, den Reisen. Vergessen wird sie es nie, was ihr angetan wurde und wofür es damals keine Worte gab. Aber wenn sie im Fernsehen die jungen weinenden Mädchen im Nahen Osten sieht, dann weiß sie, wovon die sprechen, und spendet ein wenig Geld. Christinnen und Christen in Syrien hat es von Anfang an gegeben – bald nicht mehr. Sie wird jedenfalls niemals zurückkehren.

Was am schrecklichsten war, kann sie gar nicht sagen. Der Krieg seit Jahren, die Kämpfe in der Ferne, die Angst um das Haus? Das Verschwinden so vieler Verwandter, die sie seit ihrer Kindheit kannte? Die schrecklichen Geschichten darüber, was mit den Entführten geschieht, vor allem mit den Frauen? Der Weg übers Meer Richtung Europa, die raue See, das viel zu kleine Boot – die Menschen, die über Bord fielen und in den Fluten verschwanden?

Sie ist müde, so unglaublich müde. Und traurig. Sie hat den Überblick verloren, wer von den alten Bekannten überhaupt noch lebt, wer von den Schulfreundinnen verschleppt worden ist. Sie weiß nicht viel über dieses Deutschland, in dem sie jetzt lebt. Davon, dass die Einwohner des Dorfes gegen die Aufnahme von Flüchtlingen in der alten Schule protestiert haben, weiß sie nichts. Sie weiß auch nicht, wie sie weiterleben soll. Aber sie weiß, dass sie leben will, es zumindest versuchen will. Und – wenn sie die Kraft findet – vielleicht Ärztin werden will; anderen helfen, so wie ihr geholfen wurde. Vielleicht kann sie doch wieder in die Heimat, eines Tages, wenn dort Frieden herrscht, Frieden auch zwischen den Religionen...? Es glauben doch alle an den gleichen Gott: Christen, Muslime und Juden.

Gott, Du bist der Geist, Du bist mein Atem. Du bist mir so nahe, strömst in mich hinein und aus mir heraus die ganze Zeit.

Wie konntest Du mich trotzdem im Stich lassen? Immer haben wir Dich verehrt, standen treu zu Dir. Wer sonst würde uns helfen, wenn nicht Du?

Du bist der Zorn in mir über all das Unrecht. Du bist die Kraft, die mich weiterleben lässt.

Du bist meine allerletzte Hoffnung.

BEI GOTT GEHT NIEMAND VERLOREN

ZUM GEDENKEN AN DIE LEBENDEN UND DIE TOTEN

Von Eva-Maria Will



Im September 2015 stieß ich bei einem Aufenthalt in der Nähe des Münchener Hauptbahnhofs, wo in dieser Zeit jeden Tag hunderte von Flüchtlingen ankamen, auf eine Litfaßsäule mit einem Aufruf von Caritas International und der Diakonie Katastrophenhilfe. Auf dem Plakat stand: „Die größte Katastrophe ist das Vergessen. Zwölf Millionen Menschen aus Syrien und dem Irak sind auf der Flucht. Sie brauchen Ihre Unterstützung.“ In einer Zeit, in der immer mehr Flüchtlinge nach Deutschland kommen, wird hier an das Mitgefühl und die Hilfsbereitschaft der deutschen Bevölkerung appelliert: Schaut nicht weg, verdrängt die Bilder von hilfeschuchenden Menschen nicht, sondern tut das, was Euch möglich ist, auch wenn es nur ein ganz kleiner Beitrag ist.

Auf dem Plakat ist aber auch vom Vergessen die Rede, welches das Erinnern verhindert. Die Erinnerung gehört jedoch zum menschlichen Leben grundsätzlich dazu. Immer wieder muss sich der Mensch selbst vergewissern, wer er ist, woher er kommt und wie er in der Gegenwart handeln und die Zukunft gestalten soll. Das macht seine

Identität aus. Woran sich der Mensch erinnert, hängt nicht zuletzt von den Werten ab, denen er sich verpflichtet fühlt. Damit er sich erinnern kann, muss er ein Geschichtsbewusstsein entwickeln und sich entsprechend informieren. In der Erinnerung schaut der Mensch nicht von einem neutralen Standpunkt aus zurück, sondern er bewertet das Geschehene, nimmt eine bestimmte Haltung ein und entwickelt Gefühle gegenüber den Menschen, denen er in der Rückschau begegnet. Aus all dem leitet er Handlungsoptionen für Gegenwart und Zukunft ab.

Was für den Einzelnen gilt, trifft auch für die Gesellschaft gleichermaßen zu. Dabei wird sich jede Generation immer wieder aufs Neue mit historischen Überlieferungen auseinandersetzen, sie kritisch beleuchten und gegebenenfalls neu bewerten müssen. Die Gesellschaft begegnet im Rahmen einer Kultur des Erinnerns Tätern und Opfern, Widerständlern und Mitläufern. Deshalb wird die Geschichte einer Gesellschaft nur vollständig erzählt, wenn auch im Sinne einer narrativen Geschichte die vielen Lebensgeschichten und Einzelschicksale erzählt werden mit dem Ziel, den einzelnen Menschen mit Respekt, Wertschätzung und Mitgefühl zu begegnen.

Viele persönliche Geschichten sind auch heute noch nicht erzählt worden, weil Männer und Frauen sich nicht erinnern wollten oder nicht über das sprechen konnten, was sie bewegt. Das betrifft beispielsweise die Überlebenden des Holocaust oder die Nachfahren der Armenier, die Opfer des Genozids wurden, der sich vor 100 Jahren ereignet hat. Ähnlich haben es auch die Millionen von Flüchtlingen und Vertriebenen erlebt, die nach dem Zweiten Weltkrieg ihre Heimat verlassen mussten. 70 Jahre hat es gedauert, bis erstmals öffentlich im Rahmen des Weltflüchtlingstages auch an das Schicksal der Vertriebenen gedacht werden konnte.

Bundespräsident Joachim Gauck hat im Rahmen einer zentralen Veranstaltung am 20. Juni 2015 in Berlin die Erinnerung an die Vertriebenen damals mit dem Schicksal der Menschen verbunden, die heute Zuflucht bei uns suchen.

Der Mensch muss sich selbst vergewissern, wer er ist, woher er kommt und wie seine Zukunft aussieht. Mit diesen grundlegenden existentiellen Fragen müssen sich auch Christen immer wieder auseinandersetzen. Christen glauben an Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde. Ihm verdanken sie ihr Leben. Und auf ihn setzen sie ihre Hoffnung, weil Gott seinen Sohn Jesus Christus zu einem ewigen Leben auferweckt und versprochen hat, dass er auch seine Geschöpfe zu sich nehmen wird. Das bedeutet nicht, dass Christen ohne jeden Zweifel wären oder genau wüssten, wie sie sich ein Leben in Fülle am Ende der Zeiten vorstellen sollen. Aber Christen hoffen, dass sich das Versprechen Gottes, das er gegeben hat, erfüllt, und dass sie nach dem Tod wieder mit ihren lieben Angehörigen vereint werden, die ihnen schon vorausgegangen sind.

Die Toten verabschiedet die Kirche in würdevollen rituellen Vollzügen und denkt an sie, ohne die lebenden Glieder der Kirche zu vergessen. Denn zu ihren Kernaufgaben gehört es seit jeher, die Toten zu begraben und die Trauernden zu trösten. Deshalb erinnern die Christen in ihrem Gottesdienst an diejenigen, die vorausgegangen und gestorben sind. Seit jeher pflegt die Kirche



Erzengel Michael und die Flucht über die Ostsee, um 1953 von Ursula Koschinsky

nicht nur eine Kultur des Erinnerns und Gedenkens, sondern auch eine Trauerkultur, die sich traditionell mit bestimmten Totengedenktagen verbindet, wie mit Allerheiligen und Allerseelen oder dem evangelischen Totensonntag. Die gottesdienstlichen Feiern und das Brauchtum, wie das Segnen der Gräber, laden dabei alle Lebenden dazu ein, auch unabhängig von einem konkreten Todesfall, an die Verstorbenen zu denken und sich gleichzeitig auf die eigene Sterblichkeit zu besinnen.



Für viele Menschen hat das Grab eines Menschen noch eine große Bedeutung, denn hier kann man sich dem lieben Verstorbenen nahe fühlen, sich an gemeinsame Zeiten erinnern und trauern. Heute gibt es den Trend zur grablosen Bestattung durch das Verstreu der Asche und andere Formen. Doch es ist fraglich, ob denjenigen, die sich dafür entscheiden, stets klar ist, auf was sie verzichten. Die Menschen, die durch einen Tsunami oder andere Naturkatastrophen oder durch gewaltsame Ereignis-

Pastoralreferentin Barbara Reible und Kordula Bründl, evangelische Pfarrerin, bei dem ökumenischen Gedenkgottesdienst für die Kinder und Angehörigen, die während des Krieges am Wegesrand liegenblieben mussten oder nicht bestattet werden konnten.

nisse, wie den erzwungenen Flugzeugabsturz im März 2015, einen geliebten Menschen verlieren, müssen sich häufig mit der Tatsache auseinandersetzen, dass es kein Grab gibt, an dem sie weinen können. Das gilt nicht zuletzt für jeden Krieg wie auch für den Zweiten Weltkrieg: Gefangene wurden in Lagern hingerichtet und verbrannt, Soldaten blieben auf den Schlachtfeldern liegen, ganze Schiffsbesatzungen gingen in der eiskalten Ostsee unter, und Mütter mussten die leblosen Körper ihrer Kinder bei der Flucht am Wegesrand liegenlassen. Nach dem Ende des Krieges trug das Fehlen des Grabes dazu bei, dass die Angehörigen, die überlebt hatten, unfähig waren zu trauern, ihre Tränen hinunterschluckten und ihr Leid verdrängten.

Oft hat es Jahre und Jahrzehnte gedauert, bis einige von ihnen in der Lage waren, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Als sich dann nach dem politischen Umbruch in Ost- und Mitteleuropa das Verhältnis zwischen Polen und Deutschen zu entspannen begann, sorgten nicht zuletzt ehemalige Vertriebene dafür, dass an einigen Orten eine Gedenkstätte eingerichtet wurde, deren Gedenktafel in polnischer und deutscher Sprache an die Grauen des Krieges und an alle Toten erinnert.

Gedenkmonument für die Toten des Zweiten Weltkrieges auf dem Stadtfriedhof in Stolp (Slupsk) in Pommern, mit Gedenktafeln in deutscher und polnischer Sprache.



Wo ein konkreter Ort des Gedenkens und der Trauer fehlt, ist es hilfreich und notwendig, Raum und Zeit anzubieten, um trauern zu können. In einem ökumenischen Gottesdienst gab es im März 2015 die Möglichkeit, gemeinsam in einem würdevollen Rahmen an alle Toten des Krieges zu erinnern und für die Menschen zu beten, die heute bei Gewaltakten oder auf der Flucht ihr Leben lassen müssen. Denn über das würdevolle Erinnern hinaus vertrauen Christen darauf, dass bei Gott niemand verloren geht.

„WIR KRIEGSKINDER – WIE DIE ANGST IN UNS WEITERLEBT“

HEILENDE ERINNERUNG AN FLUCHT, VERTREIBUNG UND ANDERE KRIEGSERLEBNISSE „IM GEPÄCK“ DER ERLEBNISGENERATION UND DER SOGENANTEN KRIEGSENKEL

Zum Filmgespräch über einen Film von Dorothe Dörholt

Von Bettina Goebel

Dorothe Dörholt greift in ihren Filmen, die vorwiegend in den dritten Programmen des Fernsehens gezeigt werden, unterschiedliche soziale und politische Themen auf. Die ARD-Produktion „Wir Kriegskinder – Wie die Angst in uns weiterlebt“ wurde bereits mehrfach gezeigt und ist einem breiten Publikum bekannt. Als Psychologin und systemische Psychotherapeutin lebt und arbeitet Dorothe Dörholt in der Schweiz. Um bei der Vorführung ihres Filmes im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Der lange Schatten des Krieges“ als Gesprächspartnerin zur Verfügung zu stehen, reiste sie eigens aus der Schweiz nach Köln.



Austausch im Anschluss an die Filmvorführung im Kölner Domforum mit Bettina Goebel, Dorothe Dörholt und Tomris Grisard

Die Vorführung fand an drei aufeinanderfolgenden Tagen im Katholischen Bildungswerk in Köln und den Katholischen Familienbildungsstätten in Bergisch Gladbach und Bonn statt. Bei Gesprächen im Vorfeld mit den Organisatorinnen berichtete Dorothe Dörholt, dass sie nie zuvor so viele Briefe und andere Reaktionen auf einen Film wie auf diesen bekommen habe. Auch die hohen Besucherzahlen der drei Filmabende zeigten das große Interesse an der Thematik.

Angesprochen fühlten sich Menschen aus der Erlebnisgeneration, die zum Zeitpunkt des Zweiten Weltkrieges Kinder waren. Dann auch deren Kinder, die sogenannte Kriegsenkel-Generation. Aber auch viele Personen, die durch ihren Beruf – als Pflegekräfte, Ärzte, Therapeuten und Seelsorger – mit der Thematik in Berührung kommen.

Im Film zeigt die Filmemacherin in eindringlichen Gesprächen mit Betroffenen die späten Folgen des Krieges in deutschen Familien. Sie geht der Frage nach, wie die grausamen Erfahrungen die deutsche Psyche und die Beziehungen in den Familien und zwischen den Generationen geprägt haben. Es wird deutlich, dass das Leben von uns allen, die wir im 20. Jahrhundert geboren wurden, überschattet ist vom Trauma des Zweiten Weltkrieges, auch wenn wir ihn nicht am eigenen Leib erfahren haben. „Wir Kriegskinder“ dokumentiert jedoch auch Möglichkeiten, die Folgen der Kriegstraumatisierungen zu überwinden, selbst im hohen Alter. So nimmt die Filmemacherin ihre Zuschauer mit zu einem älteren Ehepaar, bei dem die Ehefrau unter großen Ängsten, bedingt durch ihre schrecklichen Erfahrungen als Kind im Krieg, leidet. Sie wird von der Traumatherapeutin Tomris Grisard behandelt. Das Publikum erlebt, wie es der Frau nach der Behandlung



deutlich besser geht. Das Filmteam begleitet diese Therapeutin auch in ein Alten- und Pflegeheim und erfährt, wie das Pflegepersonal auf vielfache Weise mit den Kriegsängsten und -erlebnissen ihrer Bewohnerinnen und Bewohner umzugehen lernen muss.

Die Geschichte der Familie Schulz macht deutlich, wie ganze Familiensysteme unter den traumatischen und unverarbeiteten Erlebnissen einzelner Familienmitglieder leiden können.

Der Sohn der Familie sagt: „Ich leide daran, dass meine Mutter leidet, weil mein Vater leidet.“ Er selbst und auch seine Schwestern haben seit ihrer Kindheit körperliche und seelische Symptome ausgebildet. Dorothe Dörholt begleitet die Familie auf dem Weg der Erinnerung und zeigt, wie sie in Gesprächen, auf einer Reise in die Heimat des Vaters und mit Ritualen des Abschieds inneren Frieden schließen kann.

Nach der etwa 45-minütigen Filmvorführung bestand an allen drei Filmabenden die Gelegenheit, miteinander und auch mit der Filmemacherin ins Gespräch zu kommen. Die Teilnehmenden nahmen die Gelegenheit zu diesem Gespräch in großer Zahl wahr. Es verlief in außergewöhnlicher Offenheit, Intensität und respektvollem Umgang miteinander. Es zeigte das große Bedürfnis, sich mit anderen Menschen, die eine ähnliche Geschichte teilen, zu verbinden, und auch die große Suche nach Unterstützung, auf der Spurensuche nach der eigenen Familiengeschichte, nach den Auswirkungen der traumatischen Erlebnisse der Eltern auf das eigene Leben. Ein Teilnehmer: „Alle Zuschauer

schiene irgendwie miteinander verwandt zu sein. Ich denke nicht nur, weil viele eben aus Ostpreussen, Pommern oder Schlesien kamen, sondern weil sie eine Schicksalsgemeinschaft waren.“

Der Film zeigt Mut machende Beispiele der heilenden Verarbeitung. Weitere Möglichkeiten sind das Gespräch mit anderen Betroffenen, Literatur und unterschiedliche therapeutische Verfahren, die an diesen Abenden angesprochen wurden: Was tun, wenn es keine Eltern mehr gibt, die befragt werden können? Wie mit den tiefsitzenden Kränkungen des Unerwünscht-Seins in der „neuen Heimat“ umgehen und dem Fremdheitsgefühl, das bis zum heutigen Tage geblieben ist. Wie schwer ist es ist, Schuld und Verstrickung der eigenen Eltern zu entdecken. Diese und viele weitere Fragen wurden an diesen Abenden angesprochen. Die aktuellen Ereignisse um Flucht- und Vertreibung so vieler Menschen aus den heutigen Kriegsgebieten erwecken längst überwunden geglaubte Verletzungen. Eine Teilnehmerin resümierte: „Es ist so wichtig, dass wir endlich reden dürfen. Bislang wollte das niemand hören.“ Die Veranstalterinnen und Veranstalter nehmen den Impuls auf und bieten als Konsequenz örtliche Gesprächskreise an.



Medienpädagogische Hinweise Seite 68-71.

SEELISCHE TRÜMMER

DIE NACHKRIEGSGENERATION IM SCHATTEN DES KRIEGSTRAUMAS

Von Bettina Alberti

Woher kommen wir und wohin gehören wir? Mit unserem Aufwachsen erfahren wir Beziehung, Werte, Normen und Regeln. Die familiäre und die soziale Umwelt gestalten unsere geistig-emotionale Entwicklung. Wir lernen, was gut und was schlecht ist, was belohnt, was sanktioniert oder bestraft wird. Wird dieser Prozess von Liebe und Achtung getragen, bleiben wir verbunden mit unserem Selbst. Wird er das nicht, entfernen wir uns davon – aus der Notwendigkeit der geforderten Anpassung an die Bezugspersonen, auf die ein Kind existenziell angewiesen ist.

Als Psychotherapeutin begleite ich Menschen, die seelische Verletzungen bewusst oder unbewusst in sich tragen. Die ursprüngliche Situation dazu kann aktuell erlitten sein, sie kann auch lange zurückliegen – als eine verborgene oder offene Wunde, die Herz und Seele belastet, die zu seelischen Krisen, zu seelischer Verstörung, zu psychosomatischen Erkrankungen führen kann. Traumatische Erfahrungen haben dabei einen besonderen Stellenwert. Sie initiieren Gefühle von Angst, Verzweiflung und Ohnmacht. Sie können eine lang andauernde Verletzung von Geist und Seele bewirken, zu Veränderungen im seelischen Erleben führen, in der Lebenssicht, im Grundvertrauen. Ihre Folgen können an die Nachkommen weitergegeben werden – bei Kriegserfahrungen zum Beispiel – als kollektive Verletzung eine ganze Generation, ein Volk oder eine Volksgruppe betreffen. Schon im Alten Testament heißt es bei Ezechiel: „Die Väter haben saure Trauben gegessen und den Kindern sind davon die Zähne stumpf geworden“ – ein über 2000 Jahre altes Wissen über transgenerationale Weitergabe.

Vor kurzem wurde mir bewusst, dass ich als 1960 Geborene nur 42 Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges und nur 15 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges geboren bin – beide Zeitspannen sind jeweils kürzer, als mein Leben bisher andauert. In



Bettina Alberti im Kölner Karmel Maria vom Frieden

meiner eigenen Familiengeschichte meldete sich mein Großvater väterlicherseits im Ersten Weltkrieg 1914 mit 16 Jahren freiwillig als Soldat. Meine Eltern sind beide traumatisierte Kriegskinder des Zweiten Weltkrieges mit Flucht aus Ostpreußen und Ausbombung in Sachsen, sie kamen bis Mecklenburg. Beide flüchteten kurz vor meiner Geburt noch einmal: diesmal aus der DDR in die Bundesrepublik nach Verfolgung durch den Staatssicherheitsdienst. Im August 1968 erlebte ich selbst als Kind die Besetzung Prags und die gewaltsame Zerschlagung des Prager Frühlings durch die russische Armee und spürte eine leise Ahnung von Krieg.

Meine 1990 geborene Tochter – die nächste Generation – hat Eltern, die – im Gegensatz zu mehreren Eltern-Generationen vorher – keinen Krieg erlebt haben. Das macht ein anderes emotionales Aufwachsen möglich. Darüber hinaus hat sie nicht die Bedrohung des Kalten Krieges erlebt, und sie ist in einem wiedervereinigten Deutschland ohne die Kriegswunde der deutschen Teilung groß geworden. Meine Familienbiographie ist nichts Besonderes für meine Generation, und die Bewusstheit darüber ist gleichzeitig traurig und öffnend. Die



Thematik der transgenerationalen Weitergabe belastender Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und der NS-Zeit hat für mich einen besonderen Stellenwert. Was wissen wir von den Lebensbedingungen unserer Eltern und Großeltern? Wie leben wir in Deutschland mit unserer kollektiven Vergangenheit, mit unserer psychischen Erbe? Was hat sich alles gewandelt seitdem, und welche Aufgaben warten? Was machen wir mit dem Krieg – gerade aktuell wie lange nicht mehr – in der uns umgebenden Welt, der uns auffordert, nicht aufzugeben beim Installieren anderer Werte als vor 70 Jahren, anderer Denkweisen, anderer Mitmenschlichkeit?

Ende Januar sagte Bundespräsident Joachim Gauck in seiner Rede anlässlich des 70. Jahrestags der Befreiung von Auschwitz: „Es gibt keine deutsche Identität ohne Auschwitz.“

Brauchen wir noch den Schutz des Schweigens, der lange in Deutschland das geistige Klima prägte? Kann Erinnerung Räume der Zuwendung, des Austauschs, des Verstehens erfahren? Die mittlere Generation, die heute 40- bis 60-Jährigen, haben als Gemeinsamkeit, dass ihre Großeltern und Eltern den Zweiten Weltkrieg und den Nationalsozialismus als Kinder, als Jugendliche, als jun-

ge Erwachsene erlebten und damit besonders einschneidenden Erfahrungen ausgesetzt waren. Die Eltern gehören jetzt der ältesten Generation unserer Gesellschaft an. 14,8 Millionen heute in Deutschland lebende Menschen haben ihre Kindheit und Jugend während der Kriegsjahre des Zweiten Weltkrieges verbracht. „Unsere Eltern und Großeltern räumten die Trümmer der zerstörten Häuser mit den Händen weg – wir, die nächste Generation, sind noch mit dem Aufräumen der seelischen Trümmer beschäftigt“, sagte einmal eine 52-jährige Frau zu mir. Dieses Bemühen um Integration, um Transformation, braucht Anerkennung. Antje Vollmer, stellvertretende Bundestagspräsidentin, sagte beim Begräbnis von Richard von Weizsäcker: „Willi Brandt und Richard von Weizsäcker haben mit ihrer Politik in der Nachkriegszeit dafür gesorgt, dass die damals junge Generation wieder nach Deutschland einwandern konnte.“ Ein bemerkenswerter Satz, in dem sie das Kollektiv der Generation anspricht. Waren wir gezwungen, (emotional) auszuwandern?

Die Geschichte unserer Familie, die Geschichte des Volkes prägt unser Denken, unser Fühlen, unser Handeln. Unsere Träume, unsere Ängste und unsere Hoffnungen werden davon mitbestimmt. Der inne-

re Erfahrungshintergrund braucht unser Interesse – dann können wir uns und andere Menschen verstehen. So erhält die Seele ihr Recht zu sein; ein Sein, das im Zustand des Krieges und in den Paradigmen des Nationalsozialismus gnadenlos aberkannt wurde. Die Soziologin Sigrid Chamberlain nennt dies in ihrer Analyse eines NS-Erziehungsratgebers: die Verweigerung des Antlitzes.

Die nationalsozialistische Ideologie war dabei in ihrem Grundsatz nicht etwa seelenlos, sie sprach vielmehr – zum Teil über magisch anmutende Rituale – in den Menschen verschüttete Bereiche an: Suche nach Selbstwert, pervertiert zu narzißtischer Grandiosität; Suche nach Halt und Lebenssinn, kanalisiert in Aufopferung an Führer und Volk; Suche nach Gemeinschaft, für Propagandazwecke missbraucht und zum Teil bis heute vergiftet.

In meinem Buch über die weitergegebenen seelischen Folgen der Kriegserfahrungen in Deutschland kommen in den 50er und 60er Jahren geborene Menschen zu Wort. Sie haben sich Gedanken zu ihrer Familiengeschichte bezüglich des Zweiten Weltkrieges und des Nationalsozialismus gemacht. Hier exemplarisch Auszüge aus zwei Interviews: Franka ist 1964 geboren und Gymnasial-Lehrerin für Politik und Geschichte. Sie berichtet:

„Meine Eltern erzählten immer viel von der Kriegszeit, aber es gibt Tabus, da frage ich besser nicht nach. Mein Vater ist 1922 geboren, und er durchlief die ganze nationalsozialistische Erziehung. Mit 18 ging er als Soldat nach Russland. Meine Mutter erlebte den Krieg als Kind. Als älteste war sie zuständig für das Besorgen von Lebensmitteln. Schon mit zehn Jahren fuhr sie dafür allein mit der S-Bahn durch Berlin. Oft erzählte sie vom Fliegeralarm, nachts mussten sie aus den Betten und saßen im Luftschutzkeller. Bis heute kann sie keine Sirenen heulen hören. Es gab auch ein bis heute wirkendes Angstbild vor den Russen, eine diffuse Lebensbedrohung, verbunden mit der Furcht vor Soldaten und vor Männern überhaupt. So schwang bei uns früh ein negatives Männerbild mit. Die Familie litt viel Hunger – darüber spricht sie oft. Für mich als Kind waren diese Erzählungen unheimlich und befremdlich. Sie entstammten einer anderen Welt, ich wollte damit nichts zu tun haben. Oft hatte ich Schuldge-

fühle, und ich konnte doch nichts dafür! Ich nahm vieles von den Erfahrungen meiner Eltern in mich auf, die Familiengeschichte prägte mich sehr. Mein Großvater verhielt sich sehr hart, ein Nazi, wie ich ihn mir vorstelle. Noch heute habe ich das Gefühl, mich vor dem braunen Sumpf der Familie zusammenziehen zu müssen, und als Jugendliche fühlte ich mich oft ohnmächtig – was sollte ich dazu sagen, was sollte ich machen? Oft fror ich innerlich. Vor längerer Zeit sah ich ein altes Foto von meinem Vater, aufgenommen kurz nach dem Krieg. Ich weinte fast, so sehr rührte mich dieses Bild. Es gibt einen Spruch in unserer Familie: „Der Krieg kostet den Soldaten fünf Jahre seines Lebens.“ Es ist ein merkwürdiger Spruch, denn kostet der Krieg nicht überhaupt das Leben? Auf diesem Foto sieht er so aus, als habe es ihn das Leben gekostet. Meine Eltern sind beide sehr mitteilungsbedürftig. Wenn ältere Verwandte kommen, wird manchmal nur über den Krieg gesprochen. Manchmal ringe ich um meine Abgrenzung. Und doch finde ich es enorm wichtig, meine Familiengeschichte zu verstehen. Ich kaufe mir Bücher über die Kriegszeit. Ich bin in einem Literaturkreis, und vor kurzem erzählte der Dozent, er sei aus Königsberg und als Kind ‚irgendwie noch weggekommen‘. In solchen Momenten werde ich ganz wach, ich merke dann: Hinter jedem Menschen steht eine Geschichte.“

Bei der 1958 geborenen Erzieherin Miriam sind andere Themen im Vordergrund. Sie erzählt: „Meine 1929 geborene Mutter hatte nie das werden können, was sie eigentlich wollte: Lehrerin. Sie flüchteten überstürzt im Winter 1944/45 aus Ostpreußen und mussten alles zurücklassen. Schwer war für sie, alle ihre männlichen Freunde zu verlieren. ‚Wieso hast du erst so spät geheiratet, mich so spät bekommen?‘, fragte ich sie. ‚Na ja, meine Freunde sind gefallen, die Jungen in meinem Alter mussten im letzten Kriegsjahr noch zum Militär, es ist kaum einer wieder gekommen.‘ Sehr geprägt wurde sie von der ersten Zeit im Sauerland nach der Flucht. Noch Mitte der 60er Jahre sagte eine Nachbarin einmal vom Balkon aus zu einer anderen über unsere Familie: ‚Das ist ja alles Pack aus dem Osten.‘

Ich glaube, dass ihre Vergangenheit sehr auf unsere Beziehung gewirkt hat. Ein großes Thema in unserer Familie war: bloß nicht auffallen, nichts Besonderes sein, nicht laut sein, immer schön bescheiden, sich

am besten gar nicht rühren. Das lernte ich von Kind an. Und ich war der Sonnenschein meiner Mutter. Ich war wichtig für sie, und ich fühlte mich gefangen. Erst mit 14 Jahren erfuhr ich: Mein früh gestorbener Vater ist Jude gewesen, er war Ingenieur, und seine Firma schickte ihn in eine Niederlassung nach Sumatra. Er überlebte dort in einem Internierungslager. Meine bei Kriegsbeginn neun Jahre alte Tante wurde in einem katholischen Nonnen-Internat unter falschem Namen versteckt, meine Großeltern überlebten irgendwie in einer schwer zugänglichen Dienstboten-Wohnung in Berlin. Als Jugendliche in den 70er Jahren dachte ich manchmal: ‚Ich brauche mich nicht nur zu schämen für meine familiäre Vergangenheit.‘ Es hat etwas Absurdes – das Verfolgungsleid der väterlichen Linie gab mir ein besseres Lebensgefühl als Deutsche. Schon als Kind spürte ich vieles von den Erfahrungen meiner Familie, ich trage sie richtig in mir. Sie sind kein Teil meiner ganz persönlichen Erfahrung, aber sie sind nicht weit weg von mir, und ich konnte mich nicht davor schützen. Ich finde es auch nicht unbedingt schlecht, es ist ja meine Familie, aber oft denke ich: Wie dicht das noch alles ist. Oft fühle ich einen Schmerz in mir, der meiner ist und doch nicht meiner. Und auf der anderen Seite gibt es auch die Freude: Das Leben kann so schön sein! Ich habe viel Gutes an Überlebenskräften geerbt. Auch diese starken Gegensätze wurzeln in meiner Familiengeschichte. Ich glaube, meine Generation ist da sehr nah dran. Wir hören nicht nur die Geschichten unserer Eltern, wir fühlen sie auch, und wir haben sie immer gefühlt.“

45 Millionen Menschenleben kostete der Zweite Weltkrieg weltweit, sechs Millionen jüdische Mitbürger wurden ermordet. 1945 lagen weite Teile Europas in Trümmern, lag Deutschland in Trümmern. Auch die Humanität lag in Scherben. Durch die nationalsozialistische Täterschaft war das Leid der deutschen Bevölkerung einer Benennung und Verarbeitung nur schwer zugänglich. Ächtung und Verurteilung von außen sowie Schuldgefühle und Verleugnung von innen wirkten auch auf die nächste Generation. In der Nachkriegsgesellschaft kam es zu Prozessen kollektiven Schweigens, zu kollektiver Depression und zu Aufladungen in deutschen Elternhäusern. Die Trauer fand in der Nachkriegszeit kaum Raum. Nicht selten entstand

Alkoholsucht als Suche nach Halt mit allen seinen destruktiven Folgen. Alkoholkonsum kann Erinnerungen an traumatische Erlebnisse abwehren. Krieg ist ein „man-made-disaster“, eine von Menschenhand initiierte Katastrophe. Es wirkt anders als traumatische Erfahrungen zum Beispiel durch Naturgewalten oder Unfälle. Hier werden ebenfalls Bedrohung und Ohnmacht erlebt, die Menschen bleiben jedoch in innerer Gesamtheit beieinander. Der Tsunami im Winter 2004 in Sri Lanka zum Beispiel weckte als ein Ausdruck davon eine vorher nie dagewesene globale Hilfsbereitschaft der Menschen-Welt-Gemeinschaft. Ein man-made-disaster jedoch trennt Menschen voneinander. Es gibt Täter und Opfer, es gibt Sieger und Besiegte, es gibt Profitierende und Verlierer. Das Vertrauen in andere Menschen wird tiefgreifend erschüttert. Als soziale Wesen leben wir in Gemeinschaft mit anderen und beziehen daraus Sicherheit, Hoffnung und Lebenskraft. Dies gilt insbesondere für Kinder.

Die 1963 geborene Kinderärztin Corinna berichtet: „Einmal erzählte meine Großmutter, dass nach dem Einmarsch der russischen Soldaten Frauen wie Freiwillig behandelt wurden. Viele wurden vergewaltigt. Sie galten als Feindesweib. Sie selbst hatte rote Haare und Sommersprossen, und da gibt es folgende Geschichte: Als klar war, dass Soldaten ins Haus kommen, flocht sie sich Zöpfe und legte sich mit ihren vier Kindern ins Bett, zog sich die Decke bis zur Nasenspitze und sagte: ‚Unsere Mama ist nicht da.‘ Die Soldaten glaubten ihr, und sie wurde verschont. Als Jugendliche waren diese Geschichten für mich unvorstellbar. Das sollten meine Großmutter und meine Mutter erlebt haben?“

Und der 1958 geborene Sebastian erzählt: „Mein Großvater war bekennender Kommunist und wurde lange von der Gestapo gesucht, und so schwebte jahrelang eine große Angst über der Familie. Meine Mutter hielt als Kind mit Wache. Und doch wurde er 1943 geschnappt. Meine Mutter war zu der Zeit zwölf Jahre alt. Alle Kommunisten waren in Konzentrationslagern inhaftiert. Ich weiß nicht, was er dort erlebt hat. Als Jugendlicher saß ich oft mit ihm zusammen. Heute würde ich sicher andere Fragen stellen, mehr was er erlebt und empfunden hat. Ein sicheres Zuhause zu haben war lange bei uns ein Familienthema und ist es auch in mir immer noch.“

Entspannung habe ich nicht gelernt. Ohne Tätigkeit zu sein war wie ‚Du bist nichts‘. Es war für mich ein Schritt zu lernen, dass ‚nichts tun‘ auch gut und gesund sein kann.“

Die Weitergabe von guten Erfahrungen wie auch einschneidenden Lebensbelastungen erfolgt über die Bindungsbeziehung zu den Kindern. Als Menschen und damit als soziale Wesen leben wir in Verbindung mit anderen. Wir „entbinden“ ein neugeborenes Kind vom „Band“ der Nabelschnur, wir sprechen von einem emotionalen Band zwischen Menschen, die sich lieben. Bindung ist ein menschliches Grundbedürfnis, eine Grundmotivation im Leben und auch den meisten Tierarten eigen. Das gilt nicht nur für das Kindes-, sondern für jedes Lebensalter. Bindung wird als unsichtbares Band zwischen Personen gedacht, das in Gefühlen verankert ist und das sie über Zeit und Raum verbindet. Für ein Kind sichert die Bindung an die Eltern oder entsprechend andere Menschen den nötigen Schutz, die Versorgung und die Zuwendung, die es für sein Überleben braucht. Sie gibt ihm auch das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer größeren Gemeinschaft, wie es eine Familie, eine Gruppe, ein Stamm oder eine Gesellschaft sein kann. Das Kind braucht von Lebensbeginn an die liebevolle Resonanz seiner Bezugspersonen, die auf seine Gefühle und Bedürfnisse eingehen können, die Beruhigung geben bei Angst, Trost bei Kummer, Mitgehen bei Freude, Halt bei Einsamkeit, Liebe fürs Da-Sein. Erlebt es Bindungssicherheit, wird es mit der Zeit mit sich selbst so umgehen, wie seine Bezugspersonen es vorleben. Es wird den eigenen Gefühlen und Gedanken Aufmerksamkeit schenken, sie achten und als Quelle des Selbstempfindens, des Selbstausdrucks wahrnehmen. So entsteht ein gesundes Selbst als Grundlage für ein gesundes Ich. Von Martin Buber stammt der Satz: „Der Mensch wird erst am Du zum Ich.“ Daran wird deutlich, dass Menschen einander brauchen.

Die Eltern-Kind-Bindung ist existenziell, in einem komplexen, tief verwurzelten, emotionalen und biologischen Sinn. Bindungserfahrungen wirken als Teil unserer inneren Welt und beeinflussen von dort aus Gefühle und Handlungen im Kontakt mit uns selbst und mit anderen. Auch im Erwachsenenalter spielen gute Bindungen eine große Rolle



Bettina Alberti bedankt sich für die Gastfreundschaft von Sr. Ancilla Wißling, Priorin im Kölner Karmel Maria vom Frieden.

für das seelische Wohlbefinden. Binden können wir uns an Liebespartner, an Freunde, Verwandte und eigene Kinder oder auch an ein Projekt oder eine Aufgabe, die andere Menschen mit einbezieht. Dies führt dazu, dass wir uns ausgeglichen fühlen und unser Leben befriedigend gestalten können. Wir sind dann in der Lage, uns als Teil dieser Welt zu begreifen.

2,5 Millionen Kinder hatten nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland nur noch einen Elternteil, das betraf vor allem den Verlust der Väter. 100.000 wurden Vollwaisen. In der Übernahme der Verantwortung für Aufgaben, die eigentlich Erwachsene tragen, lernten die Kriegskinder früh, dass kaum jemand in der Lage war, sich ihrem Leid zuzuwenden. Alle mussten funktionieren. Dies ist für Kinder eine besondere Situation, die Erwachsene als gesunde Orientierung brauchen.

Manche Kinder versuchen dann ihrerseits zu trösten, zu retten. So werden sie seelisch erwachsen in einem kindlichen Dasein.

Der 1939 geborene Hans erzählt dazu: *„Meine Eltern stammten aus Ostpreußen, meine Mutter war Sportlehrerin und mein Vater Tierarzt in Königsberg. Er wurde gleich 1939 zum Militär eingezogen. Im Januar 1945 flüchteten wir. Wir hatten Glück, wir durften mit vier Kindern und meiner Mutter und Großmutter auf dem Leiterwagen des Bürgermeisters mitfahren. Das heißt, meine Mutter und meine Großmutter mussten zu Fuß nebenher gehen. Die Ernährungslage war katastrophal und immer hatten wir Angst. In Mecklenburg angekommen, führten wir ein ärmliches Leben. Meine Mutter verschwieg ihre NSDAP-Parteimitgliedschaft und durfte dann irgendwann als Dorflehrerin arbeiten. Von meinem Vater gab es kein Lebenszeichen. Wir haben immer gedacht: Der kommt bestimmt wieder, aber ich kannte ihn ja gar nicht. Und so hatte ich auch keine Sehnsucht, ich hatte keine Vorstellung davon, wer mein Vater ist. 1949 bekamen wir von einem Kameraden meines Vaters einen Brief, dass er in der Tschechoslowakei gefallen sei. Bei uns zu Hause stand immer ein Foto von ihm auf der Kommode. Es war ein selbstverständlicher Teil meines Lebens: seine Abwesenheit. Die Stimmung in der ganzen Familie war gedrückt. Mir sind später die Folgen davon bewusst geworden: vorsichtig sein, mich immer zur Verfügung stellen, um die Stimmung zu bessern – das hat sich durch mein ganzes Leben gezogen. Was ich vom Krieg in mir merke, ist eine Genügsamkeit. Und: diesen Kuchen noch aufessen, das kann man doch nicht wegschmeißen. Und ein Gefühl von manchmal großer Verlassenheit, die mich in eine starke innere Unruhe bringt, an den Rand von Angst. Und ich muss meine Nöte mit mir selbst ausmachen. Ich habe später oft gespiegelt bekommen, dass mir so manches Männliche – an Dominanz zum Beispiel – fehlt. Ein bisschen herkömmlich ist dieses Bild von Männlichkeit, muss ich sagen, aber das habe ich oft gehört, wenn ich keine Grenzen gesetzt habe um des Friedens willen.“*

Meine Mutter wurde im höheren Lebensalter ziemlich depressiv. Wir machten uns oft darüber Sorgen. Ich musste lernen, mich abzugrenzen – bei allem Mitgefühl. Ich wollte mein Leben nicht immer

in ihren Dienst stellen. Mein Lebensbilanz-Motto könnte sein: Soviel Kummer und soviel Glück. Denn zum Glück fällt mir noch eine Szene ein, ein Moment tiefster Glückseligkeit: Noch in der DDR – wir vier Kinder liegen in einem gemeinsamen Bett, es ist Schlafenszeit und meine Mutter hat ein Säckchen mit Kirschkernen auf dem einzigen Ofen warm gemacht als Wärmflasche – und dann darf jeder von uns reihum sich mit diesem Kirschkern-Säckchen einmal wärmen. Es war ein völliges Miteinander-Verschmolzen-Sein, der Inbegriff der Geborgenheit. Und so einfach.“

Im Gegensatz zu dieser Geborgenheitserfahrung bestand ein wichtiger bindungsbelastender Aspekt für die deutschen Kriegskinder in der seelenverleugnenden Erziehungshaltung des Nationalsozialismus in Familien und in staatlichen Erziehungsinstitutionen. Wie auch schon in den preußischen Erziehungsidealen galten als Werte die Unterdrückung der emotionalen Welt und des Freiheitsstrebens, unbedingter Gehorsam, Autoritätsergebenheit. Die national-sozialistische Erziehungsdoktrin baute auf diesen Paradigmen auf und nutzte sie für die Durchsetzung ihrer Ziele. Erziehung wurde politisiert, ein Organ dafür war die Hitler-Jugend. Die Verachtung für alles Schwache, das Schüren des Hasses auf diejenigen, die innerhalb der vorgegebenen Maxime nicht zugehörig und damit Feinde waren, sollte Kinder für spätere Zeiten kriegstauglich machen. Adolf Hitler sagte in einer Rede 1934 vor der NS-Frauenschaft: „Jedes Kind, das die Frau zur Welt bringt, ist eine Schlacht, die sie besteht für das Sein oder Nichtsein ihres Volkes.“ Und bei einer Sonnenwendfeier auf der Zugspitze hieß es: „Ich will eine Jugend, die stark ist wie ein Raubtier. Die Welt soll sich fürchten vor unserer Jugend.“ Nationalsozialistische Erziehungsratgeber wurden an jede werdende Mutter geschickt, vor allem der der Münchener Ärztin Johanna Haarer „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“. Auffällig daran ist eine rigorose Abwesenheit von Mitgefühl und liebevoller Zuwendung. Dadurch gehörte der Schmerz der Unverbundenheit für viele Kinder und spätere Erwachsene unvermeidbar zum Leben dazu. Der Psychoanalytiker Horst Eberhard Richter nannte dies ‚Verlorenheitsangst‘.

Ängstigende „Erziehungsgewalt“ fand auch nach dem Krieg ihre Fortsetzung. Um Kinder gefügig zu machen, war Gewalt in der Erziehung über Jahrhunderte legitimiert gewesen. Der autoritäre Erziehungs- und Beziehungsstil entfremdete Kinder und Eltern voneinander.

Auch kollektive Scham und Schuld für die Verbrechen der Nationalsozialisten sind ein wichtiges weitergegebenes psychisches Erbe der Großeltern- und Elterngeneration. Ein 52-jähriger Kollege erzählt mir, wie er bei einem Friedens-Seminar in Israel bei der Vorstellungsrunde zwar sagen konnte, er sei Europäer und Hamburger. Er sei Deutscher, kam ihm jedoch nicht über die Lippen.

Der schon zitierte Hans sagt im Interview: *„Es gibt noch ein Kriegsthema: das der Schuld. Ich fand es früh schon ungerecht, wenn ich nicht sprechen durfte über meine Erfahrungen als fünf-, sechsjähriges Kriegskind. Ich habe es lange auf sich beruhen lassen, aber innerlich einen Protest in mir getragen. Und immer habe ich die Schuld der NS-Verbrechen auf mich bezogen. Was mein Vater gemacht hat, weiß ich nicht. Ich habe ihn nie fragen können.“*

Die Trauma-Therapeutin Gabriele Rosenthal sagt zur Familiendynamik der NS-Verbrechen: „Kinder und Enkel in Familien von Nazi-Tätern haben oft nur vage Ahnungen. Sie zweifeln immer wieder an ihrer Wahrnehmung und fühlen sich für ihre Vermutungen schuldig. Täter schützen sich auch aggressiv vor einer Anklage ihrer Nachkommen. Sie leugnen oft ihre Vergangenheit. Dies tun Überlebende von Verfolgung nicht, diese verschweigen sie. Sie wollen ihre Kinder und Enkel nicht mit ihrer Verfolgungsvergangenheit belasten.“

Die alpträumenhaften Folgen des Nationalsozialismus und seiner Ideologie, die auf Machtmissbrauch und Gewalt aufbauten, und das von niemandem mehr zu leugnende Scheitern veränderten das Denken. In der Bundesrepublik erfolgte eine langsame Demokratisierung, es erstarkte die humanistische Bewegung und beeinflusste Psychologie und Pädagogik, während in der DDR das diktatorische System bis zur Wende 1989 neue Formen von Unterordnung und Angst initiierte. In beiden deutschen Staaten bewirkte die Frauen-Emanzipation einen Wandel der

Geschlechterrollen. Verkrustete Strukturen in der Kindererziehung wurden aufgeweicht, die Beziehung zwischen Eltern und Kindern bekommt neue Erfahrungsräume. Das Schlagen in den Schulen wurde verboten und ist heute unvorstellbar geworden. In den Familien blieb die elterliche Gewalt – man beachte die Formulierung in unserer Sprache – noch lange unangetastet. Erst im November 2000 kam es zu einer Reform des Züchtigungsrechts der Eltern. In Paragraf 1631 heißt es jetzt: „Kinder haben ein Recht auf gewaltfreie Erziehung. Körperliche Bestrafungen, seelische Verletzungen und andere entwürdigende Maßnahmen sind unzulässig.“ Dass auch seelische Verletzungen und Entwürdigung in diesen Paragrafen aufgenommen wurden, ist für mich besonders bemerkenswert, zeigt er doch eine ganz neue Denkweise. Selbstvertrauen und Persönlichkeitsentwicklung sind primäre Ziele in der heutigen Erziehung, nicht mehr Gehorsam und Funktionieren.

Was nährt uns? Was führt zu innerer Entspannung und Zufriedenheit, was beruhigt Angst, was gibt Lebenssinn? Was können wir füreinander sein? Diese Fragen zu stellen bedeutet, sich selbst, den eigenen Erfahrungen, anzunähern, bedeutet, sich der Welt und dem Leben zu öffnen.

Kollektive Erfahrungen der Eltern- und Großeltern-generation waren zwei über Jahrzehnte wirkende Kriegsfolgen: das Leben mit dem Kalten Krieg und das Leben mit der Teilung Deutschlands. Der 49-jährige Realschullehrer Friedrich aus Hamburg erzählt dazu: *„Den Kalten Krieg habe ich als Bedrohung erlebt, ja, einfach nur ja. Es hatte etwas Unfassbares, und das war für mich ähnlich wie in meinem Gefühl zum Zweiten Weltkrieg. Wie konnte so etwas sein, wie war das möglich? Ich war in der Friedensbewegung aktiv, und meine Eltern tolerierten das durch Nicht-Eingreifen. Dafür bin ich ihnen im Nachhinein sehr dankbar. Sie wären aber nie selbst mit demonstrieren gegangen, das machte ich wohl für sie mit ‚Stell dir vor, es ist Krieg und keiner geht hin‘, unser Mantra. Macht und Ohnmacht – das war unser großes Thema. Wie geht Veränderung? Diese Frage hat uns in den 70er und 80er Jahren, der Zeit unserer Pubertät und des jungen Erwachsenseins, ständig bewegt. Und es ist auch jetzt wieder eine große Frage.“*

Und der 1960 geborene Thomas aus der Nähe von Dresden sagt: „1968 fuhr durch unseren Ort sowjetische Panzer in Richtung Prag. Da spürte ich so etwas wie Krieg. Es war ein Tagesgeschäft herauszufinden, welche Informationen stimmten durch die zwei Informationswege: Radio und Fernsehen aus dem Westen und das DDR-Fernsehen. Bei den Raketen-Stationierungsplänen der SS20 war das besonders deutlich. Ich musste tagtäglich entscheiden, was ich glaube, und so blieb man immer ambivalent. Das war sicher auch ein Kalkül der Regierung. Was das wohl für langfristige Folgen für die Menschen haben mag?“

Dem verlorenen Krieg folgte die von den Siegermächten 1945 beschlossene Teilung Deutschlands. Plötzlich gab es eine innerdeutsche Grenze mit Schießbefehl, Verminung und einem Todesstreifen. Es gab Begriffe, wie „Ende der Welt“ und „Niemandland“. Die eine Hälfte des eigenen Volkes wurde offiziell ein Feind der anderen. Wieder gab es das Thema Flucht. Mut und die Entschlusskraft vieler Menschen in der DDR trugen schließlich maßgeblich dazu bei, dass die Kriegswunde der deutschen Teilung endlich heilen konnte. Damit gelang auf völlig friedlichem Wege das erste Mal in der gesamten deutschen Geschichte eine von innen her gestaltete Revolution.

Die transgenerationale Weitergabe belastender Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges bei in der DDR und in der Bundesrepublik aufgewachsenen Menschen ist ähnlich. Wie Belastungen jedoch verarbeitet werden und wie sie sich heute noch zeigen, ist system- und damit sozialisationsbedingt verschieden.

Die 1968 geborene Krankenschwester Sabine aus Thüringen erzählt: „Bezüglich meiner Mutter ist ihr kriegsbedingter kollektiver Hass auf die Russen von Bedeutung. Sie waren ja das Brudervolk, das uns befreit hatte. Meine Mutter aber hatte als Kind erlebt, wie russische Besatzungssoldaten ins Haus eindringen, sie nahmen alles mit, sogar ihre Unterwäsche. Es wurde im Ort richtig geplündert. Mein Großvater väterlicherseits kam aus dem Krieg nicht zurück, er galt als vermisst. Mein Vater ging nach der Wende auf die Suche nach ihm, irrational hoffte er vielleicht, er könne noch am Leben sein, 45 Jahre

nach Kriegsende. Ich kam ihm sehr nahe dadurch. In der Schule wurde der Zweite Weltkrieg ab 1976 Thema. Es gab die ersten Filme über den Holocaust. ‚Die Brücke‘ lief als Film in den Kinos. In der achten Klasse fuhr ich ins KZ Buchenwald, ein Pflichtgang für alle Schüler. Ich fand es nur schrecklich, niemand sprach mit uns darüber. Damals hätte ich weder in der Schule noch zu Hause sagen können, was ich wirklich denke. So musste ich schweigen lernen, wie auch meine Eltern und Großeltern geschwiegen haben. Nach der Wende gab es für mich und auch für meine Freunde noch mal eine andere Form der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit. Vieles war uns anders vermittelt worden als anscheinend im Westen. ‚Im Westen sind die Faschisten‘ war so eine Grundhaltung. So wurde mir eine merkwürdige Ost-West-Spaltung vermittelt, für mich eine Form der politisch erwünschten Vergangenheitsverleugnung. Die Nachricht der Grenzöffnung konnte ich erst nicht glauben. Ich bin in den Westen gegangen, unter anderem um Arbeit zu finden. Anfangs fühlte ich mich manchmal subtil unwillkommen. Jetzt lebe ich gerne in diesem wiedervereinigten Deutschland, glaube aber, dass wir noch viel Zeit brauchen, um zusammenzuwachsen. Aus dem Ganzen habe ich etwas Wichtiges gelernt: Nie wieder werde ich einer Ideologie trauen. Das ist sicher.“

Zusammenfassend noch einmal die möglichen Folgen der durch familiäre Bindungen weitergegebenen einschneidenden Erfahrungen der Eltern- und Großelterngeneration: Verlust des emotionalen Zugangs zu den familiären Wurzeln; subtil wirkende kollektive Schuldgefühle, Deutscher/Deutsche zu sein; eine manchmal vorhandene spannungsreiche Gleichzeitigkeit von Täterschaft in der einen elterlichen Linie und Verfolgung in der anderen; familiendynamische Aufträge, seelische Verletzungen der Elterngeneration zu heilen; Kontaktverlust zu sich selbst, unsicheres Selbstwertgefühl, innere Einsamkeit; verborgene posttraumatische Dynamiken, die aus der häufig vorkommenden seelischen und körperlichen Gewalt in elterlicher und schulischer Erziehung resultieren; verinnerlichte „Normalität“ seelischer Härte im Umgang mit sich selbst und anderen; funktionieren müssen; Sehnsucht nach einer Beziehungsfähigkeit, die sowohl Gemeinsamkeit als auch Verschiedenheit zulässt, Nähe ebenso wie Distanzierung erlaubt; ein großes Bemühen

um seelische Befreiung, um Identität; ein großes Bemühen, den eigenen Kindern einen sicheren Bindungsraum anzubieten.

Was kann uns dabei helfen? Wir können uns für die Familiengeschichte interessieren und versuchen, sie auch in ihrer seelischen Dimension zu erfassen, die Verhaltens- und Denkweisen der Eltern- und Großelterngeneration in ihren verschiedenen Ausdrucksformen biographisch und im Kontext der speziellen deutschen Geschichte einzuordnen, das Wissen aus der Trauma-Forschung und der Bindungsforschung zu nutzen, für uns selber weiter zu lernen; die seelischen Folgen und Spuren der Kriegs- und NS-Paradigmen in sich und anderen wahrnehmen zu lernen, ihre Transformation fortzusetzen. Wo es möglich ist, das immer noch wirkende kollektive Schweigen zu lösen, in den Dialog über die angesprochenen Themen mit der Eltern- und Großelterngeneration und der eigenen Generation zu gehen. Im Dialog mit der jungen Generation die Erinnerungsketten bewahren zu helfen.

„Zum Geheimnis von Versöhnung gehört Erinnerung“, sagte der erste Bundespräsident nach dem Krieg, Theodor Heuss. Versöhnung bedeutet in diesem Kontext, sich den teils verborgenen Erinnerungen wertschätzend anzunähern. Versöhnung bedeutet, um das Erleben einer ganzen Generation und um sich selbst zu wissen. Versöhnung bedeutet, die Erinnerung zu bewahren – nicht nur, um die Geschichte nicht zu wiederholen, sondern um unser Fühlen, unser Handeln, unsere Werte im Hier und Jetzt immer weiter zu befreien und zu befrieden und unsere Humanität weiter zu entwickeln.



Im Jahr 1933 trat Edith Stein als Sr. Teresia Benedicta a Cruce in den Kölner Karmel ein. 1942 wurde sie verhaftet, nach Auschwitz deportiert und am 9. August dort ermordet. Noch heute wird die Erinnerung an Edith Stein, die zu den Opfern des Zweiten Weltkrieges gehört, im Kloster Maria vom Frieden lebendig gehalten. Bewusst wählten daher die Veranstalter für den Vortrag „Seelische Trümmer“ diesen besonderen geistlichen Ort.

ALS WÄRE ES MEIN EIGENES SCHICKSAL...

DER „MISSIO-FLUCHT-TRUCK“ VERANSCHAULICHT ZUM GREIFEN NAH EIN MASSENPHÄNOMEN

Von Beatrice Tomasetti



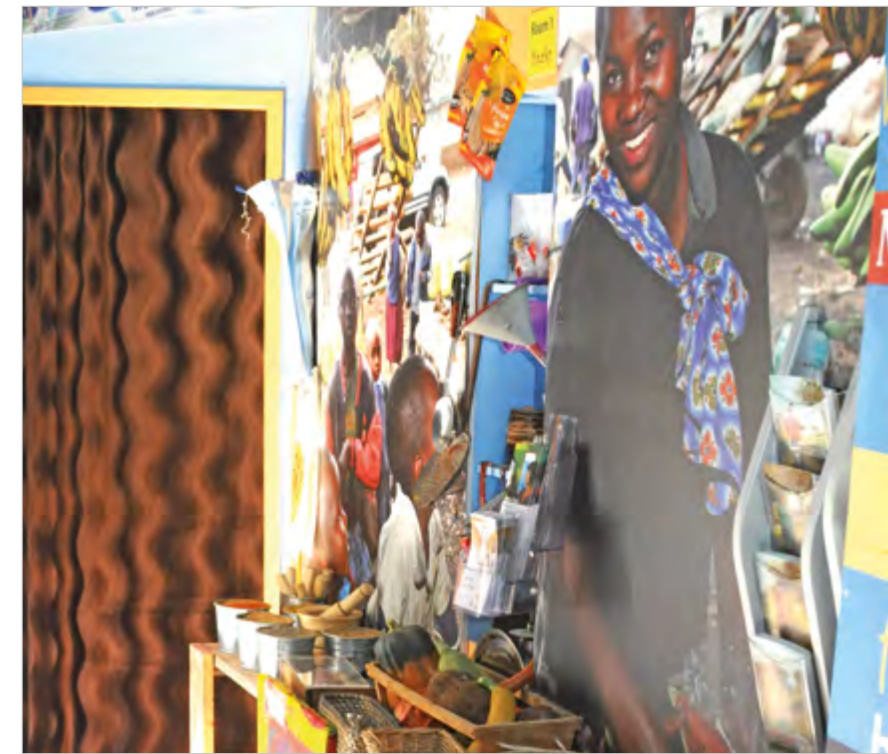
Flucht ist laut Definition eine Reaktion auf Gefahren, Bedrohungen oder eine als unzumutbar empfundene Lebenssituation. Meist ist die Flucht ein plötzliches und ungeplantes, manchmal auch heimliches Verlassen eines Aufenthaltsortes oder Landes. Die eilige Bewegung weg von der Bedrohung ist oft ziellos und ungeordnet. Eher seltener geschieht es, dass eine Flucht das gesteuerte Aufsuchen eines Zufluchtsortes ist. Tagtäglich sind weltweit Millionen Menschen auf der Flucht. Sie fliehen vor Terror, Unterdrückung, Kriegen und Verfolgung. Vor Menschenrechtsverletzungen, Trockenheit, Katastrophen, Ressourcenkonflikten, Perspektivlosigkeit und Hunger. Sie verlassen ihre Heimat, das vertraute Umfeld, damit ihre Familien – vor allem die Kinder – nicht dasselbe Schicksal erleiden und dabei ihr Leben verlieren. Denn oft geht es ums nackte Überleben – mit

ein paar wenigen Habseligkeiten. Wenn überhaupt. Viele Mitteleuropäer kennen den Begriff „Flucht“ heute nur noch vom Erzählen oder aus den Nachrichten. Was es wirklich bedeutet, fliehen zu müssen in eine ungewisse Zukunft, in ein fremdes Land oder eine unbekannte Kultur, ist eine Erfahrung, die den meisten Menschen erspart bleibt. Gottlob. Denn fliehen müssen, weil das Bleiben nicht wirklich eine Alternative ist, stellt das Leben auf den Kopf, hebt es aus den Angeln und schafft Entbehrungen, Orientierungslosigkeit, Verlust und meistens grenzenloses Leid.

Wie sehr das Leben in einen Ausnahmezustand gerät, das lässt sich binnen nur einer Viertelstunde sprichwörtlich zum Greifen nah erleben: im „missio-Flucht-Truck“. Drei Tage lang stand der 18 Tonnen schwere Lastwagen auf zehn Rädern, der

in ganz Deutschland unterwegs ist und von den Bistümern beim Aachener Hilfswerk „missio“ auf Anfrage ausgeliehen werden kann, im Mai auf dem Gelände des Kölner Jugendpastoralen Zentrums CRUX. Am Beispiel von Bürgerkriegsflüchtlingen im Ostkongo werden die Besucherinnen und Besucher dieses Trucks durch eine multimediale Ausstellung für die Ausnahmesituation Flucht sensibilisiert. Denn jeder Gast nimmt, wenn er den Truck betritt, mit einer Chip-Karte die Identität eines Bürgerkriegsflüchtlings der kongolesischen Republik an und muss sich beispielsweise per Klick entscheiden, was er auf die Flucht mitnehmen würde – um am Ende dann vielleicht zu erkennen, dass einem das Wichtigste doch fehlt, sich die nächste Durchlass-Rampe nicht erwartungsgemäß öffnet oder man sich aufgrund der falschen Entscheidung im Kreis dreht und in den winzigen, beengten Zellen von Registrierungscheckpoints in Aufnahmelagern – auch das eine Fluchtrealität – gegebenenfalls wieder von vorne anfängt. In einer nicht selten lebensbedrohlichen Situation eine enorme Herausforderung mit hohem Stresspotential. Dabei stellt sich jeder ganz realen Fragen, die auf der Flucht auftauchen. Zum Beispiel solchen: „Die Milizen haben bereits Dein Dorf erreicht. Du musst das Haus sofort verlassen. Wähle drei Dinge, die Du mitnimmst.“ Aber: Was hilft einem Menschen auf der Flucht? Warme Kleidung? Eine Kerze? Ein Taschenmesser? Viel zu essen? Ein Adressbuch? Der Personalausweis oder gar die Zeugnisse? Vor die Entscheidung gestellt, möchte man eigentlich alles mitnehmen. Denn immer geht es um Leben oder Tod. Und die falsche Wahl zu treffen kann unmittelbar „bestraft“ und damit zum tödlichen Verhängnis werden.

In den sechs Räumen des Trucks könnten die Besucher das Schicksal von vier Männern und vier Frauen aus dem Kongo in verschiedenen Phasen ihrer Flucht an Spiel- und Hörstationen mitverfolgen, erläutert Tete Agbodan immer wieder den vielen Schülern, die die Hauptzielgruppe der „missio“-Initiative sind. Der junge Mann aus Togo hat selbst keinen Flucht-Hintergrund. Er kam zum Studium nach Deutschland und arbeitet jetzt für „missio“. Nur Tetes Hautfarbe könnte suggerieren, er sei einer von denen, die Vergleichbares durchge-



Blick ins Innere des Flucht-Trucks

macht haben. Doch der missio-Mitarbeiter ist dafür zuständig, seine Zuhörergruppen aufzuklären. Angefangen mit dem Zusammenpacken des spärlichen Hab und Guts, so gibt er zu verstehen, gehe es dann zunächst weiter mit der Fahrt auf einem Lastwagen, später das letzte Stück zu Fuß bis in eine große Stadt, wo die Verwandtschaft über die Neuankömmlinge nicht gerade glücklich sei. „Schwieriges Ankommen“ und „Aufbau eines neuen Lebens als Binnenflüchtling in Afrika“ – so lauten analog wesentliche Stationen in dieser mobilen Ausstellung. Die Inhalte werden durch verschiedene multimediale Elemente, wie Computerspielstationen, interaktive Bildschirme, aber auch anschauliche Ausstellungsobjekte, Texttafeln und Mitmachangebote, vermittelt. Den inhaltlichen Schlusspunkt setzt die Schau im letzten Raum mit der Ankunft im Sehnsuchtsland Deutschland.

Wer sich auf diese vorgegebene Simulation interaktiv einlässt, erreicht als Bürgerkriegsflüchtling also letzten Endes sicheren Boden, wird in einem Aufanglager allerdings alles andere als willkommen geheißen. Neue Prüfungen gilt es zu bestehen und Unvorhersehbares zu lösen. „Beklemmend“, urteilten viele Schüler, die im Mai in Begleitung ihrer Lehrer die einzelnen Stationen des Trucks durch-

laufen sind. „Als wäre es gefühlt mein eigenes Schicksal, das ich hier nachempfinden kann. Da packt einen ganz schön die Angst“, erklärt Delan. Sie habe viel Neues erfahren, zum Beispiel auch über die Ausbeutung der Menschen, die hart dafür arbeiteten, dass in anderen Teilen der Welt der Rohstoff Coltan, der im Kongo aus von Rebellen kontrollierten Minen gewonnen wird, für die Herstellung von Handys zur Verfügung stehe.



Die Besucher des Trucks können sich an Video- und Audio-Stationen selbst als Flüchtlinge erleben.

Auch das zur Ausstellung gehörende Unicef-Flüchtlingszelt, das im hinteren Teil der Kirche St. Johannes der Täufer aufgestellt wurde, schafft berührendes Kopfkino und sprengt die eigene Vorstellungskraft, in einer solchen „Behausung“ dichtgedrängt und über weite Zeiträume Sommer wie Winter tatsächlich überleben zu können. „Bisher konnte ich mir nicht annähernd ausmalen, wie das wirklich ist, auch wenn Abend für Abend Flüchtlingsströme in den Medien gezeigt werden“, sagt Aylan. „Das ist für mich nun eine nachvollziehbar große Not, in der sich jeder einzelne befindet.“ Dann schweigt der 17-Jährige. Das vermeintlich hautnahe Erleben – auch wenn es nur eine pädagogische Maßnahme ist – hat ihn erschüttert. Denn obwohl so viele Menschen weltweit auf der Flucht sind, ist das Schicksal der meisten von ihnen weit entfernt vom Alltag deutscher Jugendlichen, auch wenn die Mehrzahl von ihnen selbst Migrationshintergrund hat und die Bundesrepublik vielleicht ihr Geburts-, aber dennoch nicht ihr familiäres Herkunftsland ist.

In der Ausstellung, die am CRUX in Kooperation mit der Katholischen Jugendagentur Köln und der Schulpastoral des Erzbistums gezeigt wurde, werden beispielhaft Handlungsmöglichkeiten kirchlicher Partner in den betroffenen Regionen dargestellt: Soforthilfe, Empowerment, Trauma-Arbeit und Eingliederung in die Gesellschaft. Dabei steht die Lebensleistung von Flüchtlingen, auch in widrigen Lebensumständen Würde zu bewahren, zu lernen und die eigene Entwicklung in die Hand zu nehmen, im Mittelpunkt. Außerdem wird die Situation von Flüchtlingen in Deutschland thematisiert, die gleichzeitig auch für jeden Außenstehenden Einsatzoptionen und Hilfsangebote aufzeigt. „Mit dem Erleben dieser Ausstellung darf man die Schüler nicht alleine lassen“, argumentiert Theodor Gatzweiler. Der Lehrer für Religion und Politik/Wirtschaftslehre am Kölner Berufskolleg Kartäuserwall ist einer von neun Kollegen, die mit insgesamt etwa 250 Schülern aus sieben verschiedenen Schulen dieses Angebot für Unterrichtszwecke genutzt haben. Dazu gehört selbstverständlich auch, den Truck-Besuch mit den Schülern intensiv im Unterricht vor- und nachzubereiten. „Jeder Austausch über Flucht muss differenziert geführt werden. Denn die Gründe, die zur Flucht führen, sind so vielfältig wie die Menschen selbst. Außerdem ist ganz wichtig, Berührung mit dem Schicksal so vieler verzweifelter Menschen zu schaffen. Hinter den großen Zahlen von Menschen, die Tag für Tag nach Deutschland strömen, verbergen sich konkrete Gesichter. Dafür müssen wir empfänglich bleiben, nicht abstumpfen.“ Der Pädagoge betont, dass auch das Aufgabe einer solchen lebenskundlichen Lehrstunde sei. Nicht zuletzt gehe es um die Themen „Menschenwürde“, „Menschenrechte“ und „Einfühlungsvermögen“. Die Komplexität dieses Themas – auch in einer kontrovers geführten Diskussion – sei für alle eine große Herausforderung, so Gatzweiler. Da spiele ganz automatisch auch die Auseinandersetzung um soziale Kompetenzen mit hinein. Von daher sei auch der Standort in unmittelbarer Nachbarschaft zum Jugendzentrum CRUX, wo junge Leute über ihren Glauben, aber auch sinnerfüllte Lebensentwürfe miteinander ins Gespräch kämen, treffend gewählt.

DIE BEGEGNUNG SUCHEN ALS AUFTRAG

BEI EINER PODIUMSDISKUSSION ZUM FLUCHT-TRUCK MIT HENRIETTE REKER UND JUGENDVERTRETEREN GING ES UM KONKRETE HILFEN FÜR FLÜCHTLINGE

Von Beatrice Tomasetti

Nichts ist so alt wie die Zeitung von gestern. Dieser nüchternen Tatsache muss man sich stellen, wenn man die Statistik der vergangenen Monate zum Thema „Flüchtlinge in Köln“ bemüht. Jeden Tag korrigiert sich die Zahl derer, die in der Rheinmetropole nach einer Bleibe suchen und vermutlich auf Dauer hier heimisch werden wollen oder sollen, automatisch von selbst nach oben, so dass heute schon nicht mehr stimmt, was gestern noch galt. Diese sich permanent ändernden Parameter bzw. die Ungewissheit fester Größen und damit verlässlicher Planungen sind Alltagsgeschäft der kommunalpolitischen Verwaltung geworden und machen den Umgang mit dem Gesamtkomplex „Flüchtlingsbewältigung“ nicht einfach. Als am 20. Mai im Kölner Jugendpastoralen Zentrum CRUX eine Diskussionsrunde zu dem „missio-Flucht-Truck“ stattfand, war es die damalige Stadt-Dezernentin für Soziales, Integration und Umwelt, Henriette Reker, die mit auf dem Podium saß und die neuesten Zahlen zur Hand hatte: mehr als 6.250 Flüchtlinge, von denen etwa 2.500 in Häusern und Wohnungen untergebracht wurden, 2.000 in Hotels und die anderen in Gemeinschaftseinrichtungen, von denen die Stadt zu diesem Zeitpunkt 90 unterhielt. Als Herkunftsländer sind vor allem das frühere Jugoslawien, der Iran, Syrien und Afghanistan oder Afrika registriert, wo die Menschen vor Bürgerkriegen, politischer Verfolgung, willkürlicher Gewalt und Menschenrechtsverletzungen geflüchtet sind.

Zu diesem Zeitpunkt ist noch nicht absehbar, dass Reker, die als Vertreterin der Stadt in einer Runde mit der Pastoralreferentin und Kuratorin der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg, Marion Lammering, Lea Winterscheidt vom BDKJ-Stadtvorstand sowie Rasam Shamasha, einem ehemaligen Flüchtling aus Mossul, sitzt, ein halbes Jahr später die Amtsgeschäfte als Oberbürgermeisterin aufnehmen und



Marion Lammering und Henriette Reker entwickeln gemeinsam konkrete Ideen zur Unterstützung der Kölner Flüchtlinge.

ihr damit noch einmal zusätzliche Verantwortung bei den sehr praxisnahen Antworten auf diese Herausforderung zu wachsen würde.

Doch bereits in dieser Talkrunde wird die parteilose Politikerin schnell sehr konkret. Denn das ist das erklärte Ziel dieses Podiums: Jugendlichen, die sich in katholischen Verbänden organisieren und etwas zur Linderung akuter Not beitragen wollen, Ideen und Tipps für konkrete Hilfsmaßnahmen an die Hand zu geben. So betont die Sozialdezernentin gleich zu Beginn: Es gehe nicht allein darum, den Flüchtlingen ein Dach überm Kopf zu geben, sondern eine wirkliche Grundlage zum Leben zu schaffen. Darunter versteht sie Sprachunterricht und Bildung, was sie zu den zentralen Themen macht. Auf Nachfrage von Moderator Stefan Lesing, dem BDKJ-Pressesprecher, lehnt Reker es ab, so etwas wie eine allgemeingültige Aussage über den Flüchtling an sich zu machen und für die Bedürfnislage dieser entwurzelten Menschen „Typisches“ zu definieren. Vielmehr betont sie: Niemand fliehe freiwillig, folglich erlebe sich jeder, der sein eigenes Land verlasse, in einer persönlichen Ausnahmesituation, auch wenn es – so räumt Reker ein – Unterschiede im rechtlichen Status gebe und die Behörden zwischen „Flüchtling“, „Asylsuchendem“ und „Kontingentflüchtling“ unterscheiden würden.

Aus eigener Anschauung – und nicht nur qua Amt – kann die Sozialdezernentin bei diesem Thema mitreden: Auch sie ist Kind einer Mutter, die 1945 aus Schlesien geflohen ist, um dann später einen „waschechten“ Kölner zu heiraten und am Rhein sesshaft zu werden. Doch entscheidend seien nicht die Fluchtursachen, erklärt sie mit Nachdruck, sondern vielmehr der mit Vertreibung verbundene Heimatverlust. Deshalb sei es auch so wichtig, dass die heutigen Flüchtlingsfamilien als Einheit zusammenbleiben, weiterhin in ihrer familiären Gemeinschaft leben könnten und nicht auseinandergerissen würden. Gleichzeitig leite sich für die Gesellschaft aus der aktuellen Entwicklung der zentrale Auftrag ab, aktiv die Begegnung mit den in Deutschland erst einmal fremden Menschen zu suchen. „Denn auf beiden Seiten gibt es Unsicherheiten und Ängste. Wir sollten uns immer fragen, welche Gemeinsamkeiten wir haben, die verbinden, und nicht das Trennende betonen.“

Rasam Shamasha, der vor drei Jahren aus dem Iran über die Türkei nach Deutschland geflohen ist, ergänzt diese Aufforderung um sehr persönliche Schilderungen von Erfahrungen, die zweifelsohne für viele andere Flüchtlinge auch gelten können. Als Christ und Mitarbeiter in einem amerikanischen Unternehmen sei er in Mossul damals nicht mehr sicher gewesen, bis er sich zuletzt nicht einmal mehr auf die Straße getraut habe. „Nun aber habe ich keine Angst mehr“, bekennt der Katholik, der jetzt Maschinenbau studiert und abends nebenbei in einem Restaurant jobbt. Doch die Ankunft damals in seiner Wahlheimat habe sich anfangs äußerst schwierig gestaltet, sagt er. Zunächst kam Shamasha in ein Kölner Heim. Die Verständigung fiel ihm schwer; mit Übersetzern, die auf den Ämtern zur Verfügung standen, fand sie zunächst auf Arabisch statt. Doch schon bald war der Neuankömmling auf sich allein gestellt. Drei Monate wartete er auf seine Teilnahmezulassung an einem Deutschkurs. Das müsse zukünftig schneller gehen, regt er an. Außerdem seien die Jobcenter in der Verantwortung, mehr Ausbildungsmöglichkeiten für Flüchtlinge zu generieren.

Marion Lammering lässt die Gesprächsrunde an Erfahrungen teilhaben, die sie mit 35 Jugendlichen

eines Pfadfinderstammes in einem Godorfer Flüchtlingsheim bei der 72-Stunden-Aktion des Bundes Deutscher Katholischer Jugend (BDKJ) gemacht hat. „Wir haben dort einen Grillplatz angelegt, die Hausfront gestrichen, ein Mosaik gestaltet, einen Sandkasten für die Kinder aufgebaut und uns um die Toilettenanlage gekümmert.“ Diese handwerkliche Hilfe, renovieren und verschönern, sei sehr gut an-



Ein Original-Unicef-Flüchtlingszelt in der Kirche St. Johann Baptist in unmittelbarer Nachbarschaft des Jugendpastoralen Zentrums CRUX

gekommen, erzählt sie, und habe nach und nach – trotz anfänglicher Skepsis der Flüchtlinge – sogar viele von ihnen mit ins Boot geholt. „Eine solche Arbeit geht schnell und macht grundsätzlich den Jugendlichen Spaß. Sie sehen, wie sich etwas verändert und allmählich Gestalt annimmt.“ Bei dem dann anschließenden Übergabe- und Einweihungsfest hätten schließlich auch die Flüchtlingsfamilien etwas zu dem Buffet beigetragen. Wichtig bei einer solchen Initiative sei, Gruppenaktivitäten zu stärken und über das gemeinsame Spielen beispielsweise einen Kontakt zu den Kindern aufzubauen. Spielen käme bei Kindern immer gut an – wie auch Stockbrot backen. Außerdem sollte man sich immer erst an den Leiter eines Flüchtlingsheimes wenden und danach fragen, woran es fehlt und was vorrangig gebraucht wird. Sind es Kleiderspenden oder doch primär der notwendige Deutschunter-

richt? Lammering gibt den Zuhörern mit auf den Weg: „Erst den Bedarf klären, dann helfen!“ Die Pfadfinder planten als nächstes ein Pfingstlager, zu dem auch Jugendliche aus Flüchtlingsfamilien mitkommen könnten. „Unsere Gruppenstunden werden in Zukunft in jedem Fall bunter werden“, zeigt sich die DPSG-Kuratorin gewiss. Am Ende unterstreicht die Theologin noch einmal, dass Geld für

solche Aktionen nicht schwer zu beantragen sei. Schließlich habe Erzbischof Woelki mit seinem Fond „Aktion Neue Nachbarn“ die nötigen Mittel zur Verfügung gestellt.

Vorab zu klären, welcher Bedarf – beispielsweise an Kleidung – besteht, der organisiert und koordiniert werden muss, ist auch ein Anliegen von Henriette Reker – sowie das, Sprachlotsen zu finden, um

möglichst zügig die Teilnahme an Deutschkursen anzustoßen. „Das ist am wichtigsten: Deutsch zu lernen“, wiederholt die Fachfrau noch einmal und appelliert ans Publikum: „Hausaufgabenbetreuung für Kinder, vorlesen oder ins Kino gehen – das hilft zur Kontaktaufnahme und zum Deutschlernen.“ Wichtig sei außerdem die Nachbarschaftshilfe, damit das Gefühl von Heimat wachsen könne. Und alle Unterstützungsmaßnahmen müssten gezielt gesteuert werden. „Es hilft nicht, einfach Säcke mit Kleidern abzustellen. Die Kleider müssen sinnvoll verteilt werden.“ Auch beim Thema „Integration der Flüchtlinge in den Arbeitsmarkt“ gibt Reker Tipps: Hierfür gäbe es Experten bei der Bundesagentur für Arbeit oder entsprechende Stellen bei der IHK Köln, die weiterhelfen könnten. Auf die Frage nach einer möglichen Eigenqualifizierung rät sie: „Immer muss man gemeinsam überlegen, was notwendig ist und best-practice-Beispiele vermitteln. Dafür muss ein Wissenstransfer gewährleistet sein.“ Der wiederum ergebe sich aus der Befragung

jedes einzelnen Flüchtlings. Auch „Runde Tische“ einzurichten, wie in Köln-Riehl, sei eine sinnvolle Aktion. „Dort ist eine Nachbarschaft von Einheimischen, Helfern und Flüchtlingen entstanden, die sich umeinander kümmern und aufeinander achten.“ Bedenklich sei vielmehr, dass der Wohnungsmarkt in Köln angespannt sei und immer noch weitere Flüchtlinge untergebracht werden müssten, was so nicht absehbar gewesen sei. Was in dem Zusammenhang viele nicht wissen: Es gebe ein sogenanntes „Auszugsmanagement“. Dieses Projekt sieht vor, Vermieter leerstehender Wohnungen mit Flüchtlingen zusammenzubringen, die nach einer dauerhaften Lösung suchten. Allerdings bleibe dem Vermieter vorbehalten zu entscheiden, so Reker, ob er Flüchtlinge als Mieter akzeptiert oder nicht. Doch gebe es auch hier grundsätzlich gute Erfahrungen.

Am Ende klärt die Juristin bei dieser mit rund 50 Teilnehmern gut besuchten CRUX-Veranstaltung noch darüber auf, dass nicht alle Flüchtlinge, die die Stadt zurzeit aufnimmt, für sich ein Bleiberecht beanspruchen können. Es gebe Notaufnahmeeinrichtungen, von denen aus Flüchtlinge weitergeleitet würden, auch wenn sie vorübergehend erst einmal in Köln wohnten. „Manche bleiben eine Woche, andere fünf Monate.“ Nur die Flüchtlinge, die ausdrücklich Köln zugewiesen würden und damit Bleibeperspektiven hätten, richteten sich auf einen längeren Aufenthalt ein. Deren Kinder seien hier schulpflichtig. „Viele von ihnen werden auf Dauer bleiben“, erklärt Reker. Damit zitiert die OB-Kandidatin abschließend Standards, die als Beratungsergebnis eines Runden Tisches für Flüchtlingsfragen 2004 als „Leitlinien für die Unterbringung und Betreuung von Flüchtlingen in Köln“ verabschiedet worden waren, doch angesichts der sich von Tag zu Tag immer dramatischer entwickelnden Situation nahezu unwirksam geworden sind. Demnach sollen Flüchtlinge anfangs in einer Erstaufnahmeeinrichtung, dann in einem Wohnheim und anschließend bei Vorliegen klar definierter Bedingungen in Wohnungen leben. Auf die notwendige Betreuung wie auch auf den nochmals speziellen Betreuungsbedarf für Gruppen, wie Kindern, wird in diesem Dokument eigens hingewiesen.

„ICH WAR FREMD, UND IHR HABT MICH AUFGENOMMEN“ (Mt 25,35)

BEIM „TALK AM DOM“ WURDEN DIE HERAUSFORDERUNGEN FÜR EINE GELINGENDE FLÜCHTLINGSPASTORAL DISKUTIERT

Von Beatrice Tomasetti

Geschichte wiederholt sich nicht, heißt es. Und doch drängen sich angesichts der weltweiten Flüchtlingsströme – man spricht von derzeit 50 Millionen Menschen, die zwischen ganzen Kontinenten unterwegs auf der Suche nach einer neuen Heimat sind – Vergleiche geradezu auf. Nach dem Zusammenbruch des Nazi-Deutschland waren 14 Millionen auf der Flucht. Dort, wo sie irgendwann nach wochen- und monatelangem Umherirren ankamen – in der Fremde – waren sie nicht erwünscht. Eher geduldet, misstrauisch beobachtet und halbherzig aufgenommen: Frauen, Kinder, alte erschöpfte Menschen, die im Krieg meist nur ihre nackte Haut retten konnten. Denn zu mehr reichte es oft nicht. Und nun also – sieben Jahrzehnte später – noch einmal dasselbe? Nur unter anderen Vorzeichen? Und diese unaufhaltsame Welle an Menschenmengen noch überwältigender, noch weniger kalkulierbar als damals? „Was können wir aus der Geschich-

te lernen, aus den Flüchtlingstragödien, die sich damals ereignet haben und die sich heute direkt nebenan wiederholen? Die noch einmal in die Wohnzimmer bringen, was doch eigentlich in der Kriegskindergeneration endlich vergessen oder mit viel Anstrengung verdrängt worden war?“

Das war die zentrale Fragestellung eines „Talks am Dom“, bei dem vor allem nach konstruktiven Antworten und ermutigenden Beispielen für eine gelingende Migranten- und Flüchtlingspastoral gesucht wurde, um dem „vertraut-historischen Echo“, wie Moderatorin Marija Bakker es nannte, mehr als nur eine traumatisierende – und im besten Fall verdrängte – Erinnerung abzugewinnen. Vor allem aber beschäftigte ihre vier Gesprächspartner auf dem Podium: Was brauchen diese Menschen, die heute ein Zuhause in ihrem Ziel- und Hoffungsland Deutschland suchen, wirklich? Wie können konkrete Hilfestellun-

„Wir leben in einem Land mit einer großen Integrationsbereitschaft.“

Kara Huber



gen in den Gemeinden des Erzbistums Köln aussehen? Wie die vielen kleinen von Herzen kommenden Gesten nachhaltiger Gastfreundschaft? Müsste Integration heute angesichts einer gut durchstrukturierten Gesellschaftsordnung nicht viel leichter gelingen als früher? Wie können ehrenamtliche Helfer auf ihren Einsatz vorbereitet und eventuell sogar dafür geschult werden? Wie hoch ist die gesellschaftliche Integrationsbereitschaft, wie groß die kulturelle und religiöse Toleranz gegenüber Fremdem? Und wie beängstigend – auf der anderen Seite – die rechtsradikale Gefahr, ausgehend von Gegnern einer staatlich und kirchlich verordneten Willkommenskultur?

„Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen“ lautete daher auch die programmatische Überschrift aus dem Matthäus-Evangelium zu diesem Austausch, bei dem es primär um Lernerfahrungen aus der Vergangenheit ging, aber genauso auch um eine achtsame Sensibilisierung für die kriegstraumatisierten Menschen heute, die – wie die Vertriebenen und Heimatlosen der Generationen vor ihnen – an ihren physischen und psychischen Grenzen angekommen sind, manchmal sogar an der

„Ich bin nicht zimperlich. Wenn man integriert werden will, darf man keine beleidigte Leberwurst sein.“

Kara Huber

Gewissheit eines „Mehr geht nicht“ zu zerbrechen drohen. Dabei trat Kara Huber, pensionierte Lehrerin, Autorin und Frau des ehemaligen Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, als Zeitzeugin auf und verknüpfte persönliche Erfahrungen von 1945 mit aktuellen Beobachtungen. „Auf der Flucht aus Pommern geboren, musste ich mich schon früh ‚durchschlagen‘ und versuchte später, mich durch Leistung beliebt zu machen, um als Zugehörige der Vertriebenen-Gruppe – und damit irgendwie Stigmatisierten und Ausgegrenzten – ein Selbstwertgefühl entwickeln und mich von dem kollektiven Schicksal so vieler Gleichbetroffenen emanzipieren zu können“, berichtete sie freimütig. Dabei sei ihr eine Strategie des „Durchschlängeln“ hilfreich gewesen.



„Man muss bereit sein, die Leute zu mögen.“

Pater Frido Pflüger SJ

Als Pädagogin wüsste sie nur zu gut, was den jugendlichen Flüchtlingen, die für Zuwendung und Hoffungszeichen aller Art empfänglich seien, heute helfen könnte, und empfahl als erste Schritte zu einer erfolgreichen Integration: die deutsche Sprache zu erlernen, in einen Verein zu gehen und die Angebote von Kirchengemeinden zu nutzen. Ghetto-Bildung hingegen, die die Berührung mit Flüchtlingen gezielt verhindere, bewirke genau das Gegenteil. Eine nicht freiwillige Wohngemeinschaft in einer großen Sammelunterkunft könne zudem Zündstoff für Ausschreitungen liefern, warnte Huber.

Bei dem beabsichtigten Brückenschlag vom „Damals“ zum „Heute“ betonte die finnland-schwedische Journalistin mit deutschen Wurzeln, Sonya Winterberg, bekannt für ihr Buch „Wir sind Wolfskinder. Verlassen in Ostpreußen“ und die literarische Auseinandersetzung mit Kriegskindheit in beiden Weltkriegen, wie wichtig – vor aller Beschäftigung mit der Flüchtlingsthematik – die Fähigkeit ist, „auch manches erst einmal aushalten zu können“. Wie zum Beispiel die Depressionen und posttraumatischen Belastungsstörungen von

„Es gibt die Macht des Faktischen. Wir können nicht mehr wegschauen.“

Sonya Winterberg

Kindern und Jugendlichen, die unbegleitet nach Deutschland kommen und in ihrem Heimatland unter Umständen erschreckendste Gewalterfahrungen als Kindersoldaten gemacht haben. Dann gelte es, die aus diesen Erlebnissen resultierende Abwehrhaltung, die nur auf den ersten Blick unverständlich erscheine, anzunehmen. „Man muss das ertragen können, zurückgewiesen zu werden, wenn man sich um diese Kinder kümmern will und sie bei sich aufnimmt.“ Aus eigener Erfahrung sagte sie: „Gleichzeitig muss man vertrauensvoll vermitteln: Ich bleibe bei Euch und verlasse Euch nicht.“ Bindung gehe vor Bildung. Natürlich müsse jeder für sich die richtige Balance finden zwischen „sich berühren lassen, weil man in Beziehung zu einem anderen tritt“ und mögliche Verletzungen dann eben dazu gehörten, und dem, was einem



noch lange nachgehe und in Gesprächen mit Kollegen verarbeitet werden müsse. Aber auch im Mitleid zu versinken sei eher kontraproduktiv. „Wir müssen die Begleitung dieser Menschen nachhaltig gestalten, indem wir zum Beispiel auch ihre je eigenen kulturellen Besonderheiten achten“, forderte Winterberg. Achtsamkeit mahnte die in Dresden lebende Buchautorin auch im Umgang mit den Rechtsradikalen an. Hier müsse das Gespräch gesucht werden. „Wir dürfen den Kontakt zu ihnen nicht abreißen lassen, aber auch unsere Menschlichkeit nicht verlieren.“

Dr. Frank Johannes Hensel, Caritasdirektor im Erzbistum Köln und verantwortlich für die von Erzbi-

schof Kardinal Woelki gegründete Flüchtlingshilfe „Aktion Neue Nachbarn“, konstatierte viele Mut machende Beispiele in den katholischen Kirchengemeinden an der Basis und glaubt, dass auf dieses überzeugende Engagement so vieler auch langfristig Verlass sei. Es gebe zahlreiche kleinteilige Aktionen in der Gesellschaft, die in den Gemeinden fortwirkten. Ein derart beispielhafter Umgang mit den Flüchtlingen lasse auch junge Leute nicht unbeeindruckt, sagte er. Kardinal Woelki selbst würde bei jeder sich bietenden Gelegenheit für die von ihm propagierte Willkommenshaltung sensibilisieren und alle Kräfte – auch finanzielle Mittel, beispielsweise zu unbürokratischen Soforthilfen – in diese Initiative investieren. „Dieser Bischof will das“, sagte Hensel wörtlich. Und seine Entschlossenheit zu einer wirksamen und konkreten Hilfe garantiere letztlich auch die guten Erfolgsaussich-



„Der Begriff ‚Nachbarn‘ ist Programm.“

Frank Johannes Hensel

ten dieses Projektes. Anders als die Politiker, die lieber abwarteten, ob ein Asylsuchender rechtlich anerkannt werde, wolle die Kirche bereits vorher ansetzen, Hilfe gewähren und ihre Ehrenamtler bei der Flüchtlingsarbeit dementsprechend stützen und fördern, sie gleichzeitig aber auch vor einem frühzeitigen Ausbrennen schützen. Natürlich könne man auch – wie es immer wieder geschehe – mühelos Aversionen gegen die ankommenden Flüchtlinge schüren, räumte er auf Nachfrage der Moderatorin ein. Aber genauso gut könne auch dagegen gehalten werden, beispielsweise indem man Einladungen zu Weihnachten ausspreche – schließlich seien Flüchtlinge für Friedensbotschaften sehr empfänglich – und sie zu fröhlichen Mitmachaktivitäten motiviere. „Noch sind wir im Umgang mit ihnen nicht sehr geübt“, erklärte Hensel. „Doch dauerhaft wird es so sein, dass zeitlebens Menschen aus den unterschiedlichsten Gründen zu uns



Sonya Winterberg



Kara Huber

kommen werden – wie es schon zur Zeit Abrahams der Fall war.“ Nun gebe es nur eines, riet er: sich gegenseitig kennenzulernen, alle Kräfte für ein gelingendes Miteinander einzusetzen und als Religionsgemeinschaft gegen bedrohliche Zuschreibungen seitens rechtsextremer Kräfte anzugehen. „Wir müssen Begegnungsräume schaffen, dafür sorgen, dass Flüchtlinge schnell Deutsch lernen, und uns dafür einsetzen, dass ihre Angehörigen nachkommen können.“ Auch Menschen, die privaten Wohnraum zur Verfügung stellten, gäbe es viele. Die Themen „Sprache“, „Arbeit“ und „Privatheit beim Wohnen“ – das seien nun mal die drängendsten. Die aktuelle Situation lehre: „Man kann etwas erreichen – auch im Dialog mit der Politik. Immerhin haben wir 1000 ehrenamtliche Mitarbeiter hinter uns. Wenn das kein Argument ist!“, so Hensel.

Der Kampf gegen die oft trägen Mühlen der Verwaltung bringe ihn immer wieder an die Toleranzgrenze der eigenen Frustration, räumte der Jesuit Frido Pflüger, lange in Ostafrika tätig und seit 2012 Leiter des deutschen Jesuiten-Flüchtlingsdienstes in Berlin, ein. Alles gehe so ausgesprochen langsam vorwärts, es könne nicht immer nur abgewartet werden, griff er eines der zuvor schon genannten Grundprobleme auf. Er erlebe die deutsche Gesellschaft als sehr aufgeschlossen. Eine reibungslosere Integration von Flüchtlingen hake daher eher an den Politikern, sagte der Ordensmann wörtlich und forderte eine deutliche Dialogverbesserung zwischen staatlichen Verwaltungsbehörden und den

Gemeinden, die von den praktischen Problemen der Integration unmittelbar betroffen seien. „Hier muss es einen besseren Informationsfluss geben.“ Das Wichtigste aber sei, die Bedürfnislage derer, die kommen, genau zu erfassen. „Wir müssen auf sie zugehen und fragen, was sie brauchen“, betonte Pflüger, der in Afrika viele Jahre mit Flüchtlingen aus dem Sudan oder aus Somalia zu tun hatte und weiß, dass in den meisten Fällen rasch gehandelt werden muss. „Und wir müssen dafür sorgen, dass sie sich bei uns beruflich qualifizieren können, selbst wenn sie nach ein paar Jahren wieder in ihre Heimat zurückkehren.“ Die Forderung nach einem humanitären Visum des Papstes, damit Flüchtlinge sich nicht in die Hände von Schlepperbanden begeben und im Mittelmeer ertrinken müssten, sondern legal nach Deutschland einreisen könnten, sei durchaus berechtigt, wenn sie ihren Zweck erfülle. Ohne den oft beschworenen langen Atem bei den anstehenden Herausforderungen ginge es sicher nicht, so der Jesuit. „In Berlin-Brandenburg sind wir als Kirche permanent mit der Landesregierung in Gesprächen. Da gibt es auch regelmäßig einen Faktencheck: Was hat sich seit dem letzten Treffen wirklich konkret bewegt?“ Viel wesentlicher aber doch stelle sich an der Nahtstelle zwischen Politik und Gesellschaft die Frage: Wo – bei all dem – bleibt das Herz, die mitmenschliche Reaktion?

FILMGESPRÄCH

MEDIENPÄDAGOGISCHE HINWEISE

Von Bettina Goebel

Filme erzählen Geschichten, wecken Emotionen und informieren. Sie erinnern an eigene Erlebnisse und Erfahrungen, regen zum Gespräch an. Mit dieser besonderen Erlebnisqualität von Filmen gehen auch Gedanken zur Vor- und Nachbereitung des Filmeinsatzes einher.

Eine gute Begleitung und die Vor- und Nachbereitung einer Filmvorführung können deshalb das Filmerebnis vertiefen. Sie geben den Zuschauerinnen und Zuschauern die Gelegenheit, sich auszutauschen, eigene Ideen, Vorstellungen und Fragen zu artikulieren. Ein Rahmenprogramm, das dem Rechnung trägt, ist deshalb ein wichtiges Element der gesamten Veranstaltung.

„Wir Kriegskinder – wie die Angst in uns weiterlebt“

Dokumentation von Dr. Dorothe Dörholt
WDR 2013, 43 Minuten

Inhalt: In eindringlichen Gesprächen mit den Betroffenen zeigt die Autorin die späten Folgen des Krieges in deutschen Familien. Wie haben die grausamen Erfahrungen die deutsche Psyche und die Beziehungen in den Familien und zwischen den Generationen geprägt? Der Film zeigt, dass das Leben von uns allen, die wir im 20. Jahrhundert geboren wurden, überschattet ist vom Trauma des Zweiten Weltkrieges, auch wenn wir ihn nicht am eigenen Leib erfahren haben. „Wir Kriegskinder“ dokumentiert jedoch auch Möglichkeiten, die Folgen der Kriegstraumatisierungen zu überwinden, selbst im hohen Alter.

Rechte zur öffentlichen Vorführung können beim Mitschnittservice des WDR kostenpflichtig erworben werden:
mitschnitt@wdrmg.de



„Überleben im Untergang. Erinnerung von Frauen an Flucht und Vertreibung“

Ein Videofilm und Material für den Schulunterricht, die Erwachsenenbildung, die Gemeinde-seelsorge, die Altenseelsorge und Krankenpflege
Erzbistum Köln 2016, 65 Minuten

Inhalt: Woher kamen die Flüchtlinge und Vertriebenen, die nach 1945 im Westen eine neue Heimat suchten? Sie kamen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten des Deutschen Reiches, vor allem aus Schlesien, Ost- und Westpreußen, Pommern oder dem Sudetenland. Noch heute leben Frauen und Männer, die uns als Angehörige der Erlebnisgeneration von dem erzählen können, was sie damals erfahren haben. 1945 waren Flucht und Vertreibung vor allem ein Frauenschicksal, denn die Männer kämpften als Soldaten an der Front, waren gefallen oder gerieten in Gefangenschaft. Als die Front immer näher rückte, waren es die Frauen und Mütter, die sich mit ihren Kindern und den hochbetagten Alten auf die Flucht machen mussten. Im Film erzählen zwei von ihnen von ihren Erlebnissen. Die Schilderungen der beiden Zeitzeuginnen werden durch authentisches Bildmaterial lebendig.

Konzeption und Bildmaterial:
© Eva-Maria Will, Bettina Goebel
Filmschnitt: Marcus Laufenberg

Die Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, hat die Produktion des Films mit dem Überlassen von Ausschnitten aus Zeitzeuginnen-Interviews unterstützt. Die Interviews stammen aus dem Jahr 2005. Zur nichtgewerblichen öffentlichen Vorführung freigegeben; v+ö-Rechte

Das Video kann bezogen werden über die Medienzentrale des Erzbistums Köln: Kardinal-Frings-Str. 1-3, 50668 Köln, Tel.: 0221/1642-3333, medienzentrale@erzbistum-koeln.de www.medienzentrale-koeln.de



Gedanken vor der Vorführung

Welche Zielgruppe wird angesprochen?

- Erlebnissgeneration/Seniorinnen und Senioren
- Jugendliche/Schülerinnen und Schüler/junge Erwachsene
- Nachkriegskindergeneration/sog. Kriegsenkel
- Beruflich Interessierte aus Pflegeberufen und pastoralen Arbeitsfeldern
- Intergenerationelle Gruppen von Jung und Alt
- Ehrenamtlich oder hauptamtlich Tätige in der Unterstützung von Menschen auf der Flucht heute

Welche Beziehungen und Fragen haben die Adressaten zum Thema?

Jugendliche: Hat die Familie vielleicht eine eigene Zuwanderungsgeschichte? Was wissen die Jugendlichen darüber? Sind Mitschülerinnen und Mitschüler unter ihnen, die sich zurzeit auf der Flucht befinden bzw. um Asyl suchen?

Pflegekräfte und Pastorale Dienste: Welche Erfahrungen machen sie mit dem Thema in ihrem Berufsalltag? Welche Fragen haben sie aus ihrem beruflichen Interesse heraus daran? Wie sind sie vielleicht selbst mit dem Thema Flucht und Vertreibung berührt (eigene familiäre Geschichte)?

Kriegsenkel: Was wissen sie über die Erfahrungen ihrer eigenen Eltern und Großeltern auf der Flucht? Wie kann das Gespräch mit den noch lebenden Verwandten darüber gelingen? Was tun, wenn ein Gespräch nicht mehr möglich ist? Welche weiterführende Literatur oder Hilfsangebote gibt es?

Intergenerationelles Gespräch: Was hast Du/haben Sie erlebt? Welche Sicht hast Du/haben Sie auf die aktuelle Migrationsbewegung und die Situation der Zuflucht-suchenden?

Frauen: Der Filmtitel „Überleben im Untergang“ geht auf ein Zitat aus dem Buch von Christian Graf von Krockow „Die Stunde der Frauen. Bericht aus Pommern 1944 bis 1947“ zurück, in dem er stellvertretend für seine Schwester deren Erinnerungen aufgeschrieben hat. Bei einem Gespräch mit Frauen über ihre Erlebnisse mit Flucht und Vertreibung muss damit gerechnet werden, dass Frauen auch Gewalt und sexuelle Übergriffe erfahren haben. Weil der Film an traumatische Erfahrungen anrühren kann, sollten nach der Filmvorführung und dem anschließenden Austausch Möglichkeiten für weiterführende Gespräche oder Hilfe angeboten werden.

Ehrenamtlich Tätige oder hauptamtliches Personal in der Arbeit mit Menschen auf der Flucht heute: Welche eigene Verbindung haben sie zu dem Thema? Welche Erkenntnisse gewinnen sie aus der Beschäftigung mit der Geschichte für ihr heutiges Engagement?

Ideen zur Vor- und Nachbereitung

Je nach Zielgruppe wird sich auch das Rahmenprogramm von der Einführung bis zum Nachgespräch gestalten.

Die Einführung gibt Hinweise zum Kontext und zur Entstehung des Filmes, gibt Orientierung über den Ablauf der Veranstaltung, fordert bereits auf, nach der Vorführung noch an einem Gespräch o.ä. teilzunehmen.

Während der Vorführung nehmen Sie wahr, wie Ihr Publikum auf den Film, auf bestimmte Szenen reagiert. Jugendliche äußern sich vielleicht auch zwischendurch. Welche Szenen rühren besonders an? Hier finden Sie schon Anknüpfungspunkte für das nachfolgende Gespräch.

Zeitzeuginnen: Vielleicht ist es möglich, Zeitzeugen/innen als Gesprächspartner/innen einzuladen.

Traumatherapeuten: Für die Zielgruppe der beruflich Handelnden ist ggf. ein Gespräch mit Psychotherapeuten/ Traumatherapeuten von Interesse, die weitere Hinweise zum Umgang mit der betagten Erlebnissgeneration, mit der Weitergabe von Traumata an nachfolgende Generationen und/oder auch über die Verarbeitung traumatischer Erfahrungen von Menschen auf der Flucht heute geben können.

Experten: Für das Migrationsgeschehen heute, wie Politologen, Mitarbeitende aus Hilfsorganisationen usw.

Kreative Zugänge: Gerade mit Jugendlichen (auch im Gespräch mit der Erlebnissgeneration) können kreative Verarbeitungsmöglichkeiten gewählt werden, wie zum Beispiel ein Interview mit den Großeltern führen, Fotos und Gegenstände aus dem Familienbesitz mitbringen, mediale Aufbereitungsformen (Hörspiel oder Radioprojekte) etc.

Büchertisch/Literaturliste: Gibt es ein Bedürfnis an weiterführender, vertiefender Information?

LESUNG „DIE STUNDE DER FRAUEN“

MEDIENPÄDAGOGISCHE HINWEISE

Von Maren Gottschalk

Planung

Die Lesung und das Gespräch mit Gästen werden für anderthalb Stunden angesetzt. Die Veranstaltung gliedert sich in drei Teile, die jeweils 20 bis 30 Minuten dauern. Entsprechend der Zielgruppe eignet sich der frühe Nachmittag oder der Abend.

Ziel der Veranstaltung ist es, an die Frauen zu erinnern, die Flucht und Vertreibung am eigenen Leib erfahren und erlitten haben, aber auch an das, was sie für ihre Familien geleistet haben. Grundlage für die Lesung ist das Buch von Christian Graf von Krockow „Die Stunde der Frauen“ (vgl. Literaturverzeichnis). Voraussetzung für Lesung und Gespräch ist, dass alle beteiligten Personen das Buch vollständig gelesen haben und Zusammenhänge sowie Hintergründe zur Entstehung des Buches kennen. Für die Lesung sind drei Textabschnitte vorgesehen (siehe Seite 18–22). Nach der Lesung und dem Gespräch kann der Austausch im Publikum bei einem Getränk ermöglicht werden. Dazu sollten mindestens 30 Minuten veranschlagt werden. Es ist sinnvoll, dass die Mitwirkenden ebenfalls zum Gespräch zur Verfügung stehen. Als zusätzliches Angebot kann ein Büchertisch mit einer auf die Zielgruppe abgestimmten Auswahl an Büchern (vgl. Literaturverzeichnis) in einem Vorraum vorbereitet werden.

Mitwirkende

Zur Durchführung der Veranstaltung werden mehrere Personen benötigt:

- Eine professionelle oder zumindest sehr erfahrene Sprecherin, die die Auszüge aus dem Buch „Die Stunde der Frauen“ vorträgt
- Zwei bis max. drei Gäste, die eigene Erfahrungen mit dem Thema mitbringen, wie einen Zeitzeugen oder eine Zeitzeugin, einen Historiker/in, einen Therapeut/in, einen Autor/in etc.
- Eine Instrumentalistin, die zwischen den Lesungen der einzelnen Textabschnitte ein geeignetes Musikstück spielt, um die Einheiten voneinander abzusetzen und Zeit zum Nachsinnen zu lassen
- Eine Moderatorin, die die Gesprächsleitung übernimmt

Raum

Als Veranstaltungsort eignet sich ein Raum mit einem Podium, auf dem Stühle/Sessel so angeordnet werden, dass Blickkontakt und ein Gespräch gut möglich sind. Für die Sprecherin steht ein Pult bereit. Hier oder in einem Vorraum kann der Büchertisch aufgebaut werden.

Ablauf

Nach der Begrüßung der Anwesenden durch die Veranstaltungsleitung begrüßt und eröffnet die Moderatorin die Veranstaltung. Zunächst begrüßt sie die Gäste und stellt diese mit ihrer jeweiligen persönlichen oder beruflichen Berührung hinsichtlich des Themas vor. Dann führt sie in die Handlung ein und stellt die Protagonisten sowie die Orte des Geschehens vor. Bevor ein Textabschnitt von der Sprecherin vorgetragen wird, stellt sie den jeweiligen Zusammenhang her.

Text 1: Unser Herr Major

Im ersten Textabschnitt klingen mehrere Themen an: der Abschied von den jungen Männern, die an die Front fortziehen müssen; das Durchfahren der offenen Güterzüge mit Flüchtlingen aus Ostpreußen; die Verzweiflung der Mütter über den Tod ihrer Kinder; die Einberufung der alten Männer und Jungen zum Volkssturm und die Angst der schwangeren Libussa vor dem Flüchtlingsschicksal, das sie auf sich und ihre Familie zukommen sieht.

Gespräch mit den Gästen
(Musik)

Text 2: Am Wendepunkt

Auch im zweiten Textabschnitt werden mehrere Themen angesprochen: die Propaganda um die Greuelthaten im ostpreußischen Nemmersdorf; die bevorstehende Ankunft der russischen Armee in Rumske; der aus diesem Anlass und dem Gefühl der Ohnmacht heraus geplante nächtliche Suizid der Familie; der Aufschrei von Libussa, die ihr Kind im Mutterleib nicht töten will; der Entschluss ihrer Mutter, den beiden beizustehen.

Gespräch mit den Gästen
(Musik)

Text 3: Auf der Galgenallee

Im Mittelpunkt des letzten Textabschnittes steht die Gewalt. Nach Ankunft der russischen Armee wird geplündert und vergewaltigt. Die Familie fährt mit Wagen weiter. Auf das Matratzenlager eines offenen Wagens ist die schwangere Libussa gebettet, von dem aus sie die an den Bäumen aufgeknüpften Körper von Soldaten der Wehrmacht hängen sieht: Deserteure, die von deutschen Standgerichten verurteilt oder von Russen erhängt wurden.

Gespräch mit den Gästen
(Musik)

Die Moderatorin erzählt mit einigen Sätzen die Geschichte von Libussa weiter: von der Geburt ihres Kindes bis zur Ankunft im Westen. Danach beschließt sie die Veranstaltung, nachdem sie den Mitwirkenden gedankt hat. Wenn danach noch ein Austausch im Publikum vorgesehen ist, lädt sie dazu ein.

„BIRG MICH IM SCHATTEN DEINER FLÜGEL“ (Ps 17,8)

ÖKUMENISCHER GOTTESDIENST MIT TOTENGEDENKEN

Ablauf des Gottesdienstes

Musik zur Einstimmung und zum Einzug

Lied zur Eröffnung	„Ich steh vor dir mit leeren Händen, Herr“ (GGB 422,1.3)
Liturgische Eröffnung	Der Leiter/die Leiterin des Gottesdienstes (= L) eröffnet den Gottesdienst mit dem Kreuzzeichen
Begrüßung	L. begrüßt die Anwesenden
Gebet	Die Gemeinde spricht gemeinsam (GGB 9,7): „Ich steh da vor dir, mein Gott...“
Psalmgebet	Die Anwesenden beten abwechselnd mit einem Vorbeter/einer Vorbeterin (= V) Psalm 17 mit dem Kernsatz: „Behüte mich wie den Augapfel, den Stern des Auges, birg mich im Schatten deiner Flügel“ (Ps 17,8)
Kehrvers zum Psalm	„Misericordias Domini in aeternum cantabo“/Das Erbarmen des Herrn will ich ewig preisen (GGB 657,6)
Evangelium	V. verkündet die Seligpreisungen aus Mt 5,3-12
Ansprache	<i>Kernsätze:</i> Gott ist da in unserer Klage und in unserer Trauer. Gott tröstet. Bei Gott geht niemand verloren. Der Prediger/die Predigerin (= P) kann dabei auf das Gemälde von Ursula Koschinsky „Erzengel Michael und die Flucht über die Ostsee“ Bezug nehmen.
Stille	Nach der Ansprache wird eine kurze Stille gehalten.
Lied	„Gott gab uns Atem, damit wir leben“ (GGB 468, 1-3)
Glaubensbekenntnis	L. lädt die anwesende Gemeinde ein, ihren Glauben an Gott zu bekennen, der herausfordert, aber auch tröstet und heilt (siehe Anlage).
Fürbitten	V. leitet die Fürbitten ein: „Wir denken an unsere Toten: Wir nennen ihre Namen, die im Buch des Lebens aufgeschrieben sind. Wir entzünden für sie ein Licht an der Osterkerze. Das Licht der Auferstehung leuchte in unsere Dunkelheit und erhelle unser Leben.“ Es können die Namen bestimmter Verstorbener genannt werden: „Wir denken besonders an...“ Bei jeder Nennung eines Namens wird eine Kerze angezündet.
Vater unser	L. lädt zum „Vater unser“, dem Gebet aller Getauften, ein. Dabei können die Anwesenden ihre Hände zu einer leeren Schale formen als Zeichen dafür, dass sie sich Gott anvertrauen und Hilfe von ihm erwarten.
Lied	„Wer nur den lieben Gott lässt walten“ (GGB 424,1.2.5) oder „Meine engen Grenzen“ (GGB 437,1.2.4)
Segen	L. spricht über die Anwesenden den aaronitischen Segen: „Der Herr segne uns und behüte uns. Der Herr lasse sein Angesicht über uns leuchten und sei uns gnädig. Der Herr wende sein Angesicht uns zu und schenke uns Heil. Amen.“

Musik zum Auszug

Anhang

Zur Vorbereitung

Je nach Anzahl der Teilnehmenden bietet sich als Raum die Kirche, die Werktagkapelle oder ein anderer geeigneter Raum an. Die Osterkerze soll sichtbar für alle im Raum stehen. Kerzen liegen bereit.

Alle ökumenischen Lieder sind im „Gotteslob“, dem Katholischen Gebet- und Gesangbuch aus dem Jahr 2013, enthalten. Liegt das Buch vor, ist ein separates Liedheft nicht nötig. Der Text des Glaubensbekenntnisses muss vervielfältigt werden. Wenn das Bild von Ursula Koschinsky (Kopiervorlage auf Seite 76) eingesetzt werden soll, kann der Text zusammen mit dem Bild abgedruckt werden. Informationen zur Künstlerin und zum Bild (vgl. Literaturverzeichnis).

Glaubensbekenntnis

Wir glauben an den einen Gott, den Allmächtigen,
der Himmel und Erde erschaffen hat
und uns Menschen zu seinem Bild.

Wir glauben an Jesus von Nazareth,
seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn,
mit ihm kam Gottes Liebe zu allen Menschen,
heilsam, tröstlich und herausfordernd.
Er wurde gekreuzigt und ist gestorben,
aber Gott hat ihn auferweckt nach seiner Verheißung,
uns zur Rettung und zum Heil.
Er wird kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.

Wir glauben an den Heiligen Geist,
er führt uns zusammen in der Vielfalt des Glaubens,
damit Gottes Volk werde aus allen Völkern,
befreit von Schuld und Sünde,
berufen zum Leben in Gerechtigkeit und Frieden.

Wir glauben an die Auferstehung der Toten und das ewige Leben. Amen.

*nach: Evangelisches Gesangbuch für die Ev. Kirche im Rheinland u.a.,
(Gütersloh: Neukirchener Theologie 1996), Nr. 817, S. 1246.*

Zusammengestellt von Kordula Bründl und Barbara Reible



Ausgewählte Literatur

Zusammengestellt von Eva-Maria Will

- ▶ **Ahrendt**, Dorothea und Elisabeth, Wir haben es erlebt. Erinnerungen und Erlebnisse einer Familie, die aus ihrer ostpreußischen Heimat vertrieben wurde (Paderborn: Bonifatius 3. Auflage 1994).
- ▶ **Alberti**, Bettina, Seelische Trümmer. Geboren in den 50-er und 60-er Jahren: Die Nachkriegsgeneration im Schatten des Kriegstraumas (München: Kösel 7. Auflage 2014).
- ▶ **Anonyma**, Eine Frau in Berlin. Tagebuch-Aufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945. Neuauflage TB (Frankfurt/Main 2003).
- ▶ **Baer**, Udo, und **Frick-Baer**, Gabriele, Kriegserbe in der Seele. Was Kindern und Enkeln der Kriegsgeneration wirklich hilft (Weinheim: Beltz 2015).
- ▶ **Beckmann-Zöller**, Beate, **Kaufmann**, René (Hgg.), Heimat und Fremde. Präsenz im Entzug (Dresden: Text&Dialog 2015).
- ▶ **Bendel**, Rainer, Aufbruch aus dem Glauben? Katholische Heimatvertriebene in den gesellschaftlichen Transformationen der Nachkriegsjahre 1945-1965 (Köln: Böhlau 2003).
- ▶ **Beutner**, Bärbel, Auf der Flucht geboren. Kinder- und Mütterchicksale (Würzburg: Rautenberg 2005).
- ▶ **Bischöfliches Generalvikariat Münster (Hg.)**, Heils- und Leidensweg für Frauen. Künstlerische und liturgische Impulse zu sieben Stationen (Münster: dialogverlag 2012).
- ▶ **Bode**, Sabine, Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen (Stuttgart: Klett-Cotta 26. Auflage 2015).
- ▶ **Dies.**, Die deutsche Krankheit – German Angst (Stuttgart: Klett-Cotta: 2. Auflage 2007).
- ▶ **Dies.**, Nachkriegskinder. Die 1950er Jahrgänge und ihre Soldatenväter (Stuttgart: Klett-Cotta 6. Auflage 2014).
- ▶ **Dies.**, Die Kinder der Kriegskinder. Die Erben der vergessenen Generation (Stuttgart: Klett-Cotta 11. Auflage 2013).
- ▶ **Böhmer**, Martina, Erfahrungen sexualisierter Gewalt in der Lebensgeschichte alter Frauen. Ansätze für eine frauenorientierte Altenarbeit. Mit einem Vorwort von Luise F. Pusch (Frankfurt/Main: Mabuse 3. Auflage 2005).
- ▶ **Braun**, Christina von, Stille Post. Eine andere Familiengeschichte (Berlin: Propyläen 2007).
- ▶ **Braun**, Michael, Wem gehört die Geschichte? Erinnerungskultur in Literatur und Film (Münster: Aschendorff 2013).
- ▶ **Bruhns**, Wibke, Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie (München: Econ 10. Auflage 2011).
- ▶ **Daesner**, Ulrike, Sieben Sprünge vom Rand der Welt. Roman (München: Luchterhand 2014).
- ▶ **Deutsches Liturgisches Institut, Gottesdienst-Institut (Hg.)**, Ökumenische Gottesdienste. Anlässe, Modelle und Hinweise für die Praxis (Freiburg: Herder 2014).
- ▶ **Domansky**, Elisabeth, **de Jong**, Jutta, Der lange Schatten des Krieges. Deutsche Lebens-Geschichten nach 1945 (Münster: Aschendorff 2000).
- ▶ **Fittkau**, Gerhard, Mein 33. Jahr. Erinnerungen eines ostpreußischen Pfarrers. Meinen Pfarrkindern in Süßenberg und meinen Landsleuten aus dem Ermland (Abensberg: Josef Kral 2003).
- ▶ **Flucht, Vertreibung, Integration**. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, hrsg. von der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Bielefeld: Kerber 2005).
- ▶ **Fooker**, Insa, **Zinnecker**, Jürgen, (Hgg.), Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kriegskindheiten (Weinheim: Juventa 2007).
- ▶ **Gebhardt**, Miriam, Als die Soldaten kamen. Die Vergewaltigung deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkrieges (München: DVA 2015).
- ▶ **Grass**, Günter, Im Krebsgang. Eine Novelle (München: dtv 8. Auflage 2013).
- ▶ **Grisard**, Tomris, Notwendigkeit und Möglichkeit einer Psychotraumabehandlung bei Menschen im höheren Lebensalter. Ein Pilotprojekt. <http://www.traumatherapie.de/users/grisard/grisard.html>
- ▶ **Großbongardt**, Annette (Hg.), Die Deutschen im Osten Europas. Eroberer, Siedler, Vertriebene (München: DVA 2011).
- ▶ **Hein**, Christoph, Landnahme. Roman (Frankfurt/Main: Suhrkamp 2004).
- ▶ **Heye**, Uwe-Karsten, Vom Glück nur ein Schatten. Eine deutsche Familiengeschichte (München: Karl Blessing 2004).
- ▶ **Hirsch**, Helga, Schweres Gepäck. Flucht und Vertreibung als Lebensthema (Hamburg 2004).
- ▶ **Kibelka**, Ruth, Wolfskinder. Grenzgänger an der Memel (Berlin: BasisDruck 2. erweiterte Auflage 1997).
- ▶ **Kirche und Heimat**. Die katholische Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge in Deutschland, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz = Arbeitshilfen Nr. 146 (Bonn 1999)
- ▶ **Köpp**, Gabi, Warum war ich bloß ein Mädchen? Das Trauma einer Flucht 1945. Mit einem Nachwort von Dr. Birgit Beck-Heppner (München: Herbig 2010).
- ▶ **Kossert**, Andreas, Kalte Heimat. Die Geschichte der Vertriebenen nach 1945 (München: Siedler 2008).

- ▶ **Krockow**, Christian Graf von, Die Stunde der Frauen. Bericht aus Pommern 1944 bis 1947 (Stuttgart: dtv 1988).
- ▶ **Lange Wege** – Dokumente zur Versöhnungsarbeit der Katholischen Kirche in Deutschland, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz = Arbeitshilfen Nr. 227 (Bonn 2009)
- ▶ **Louis**, Chantal, Monika Hauser – Nicht aufhören anzufangen. Eine Ärztin im Einsatz für kriegstraumatisierte Frauen (Köln: DuMont 2010).
- ▶ **MacGregor**, Neil, Deutschland. Erinnerungen einer Nation (München: C.H. Beck 2015).
- ▶ **Medica mondiale e.V., Griese**, Karin (Hgg.), Sexualisierte Kriegsgewalt und ihre Folgen. Handbuch zur Unterstützung kriegstraumatisierter Frauen in verschiedenen Arbeitsfeldern. (Frankfurt/Main: Mabuse 2. aktualisierte und erweiterte Auflage 2006).
- ▶ **Mit der Puppe auf der Flucht**. Zeitzeugen aus Nordhessen und Südniedersachsen erinnern sich an die Vertreibung aus der Heimat (Angelika Kleinherz) (Gudensberg-Gleichen: Wartberg 2006).
- ▶ **Mitscherlich**, Alexander und Margarete, Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens (München: Piper 1967).
- ▶ **Müller**, Herta, Atemschaukel. Roman (München: Carl Hanser 2009).
- ▶ **Münch**, Ingo von, „Frau, komm!“ Die Massenvergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen 1944/45 (Graz: Ares 2009).
- ▶ **Otten**, Heinrich, Die Malerin Ursula Koschinsky. Leben und Werk einer Königsbergerin (Berlin: dk-galerie-verlag 2014).
- ▶ **Petersen**, Thomas, Flucht und Vertreibung aus Sicht der deutschen, polnischen und tschechischen Bevölkerung, hg. von der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Bonn 2005).
- ▶ **Polak**, Regina, Migration als Ort der Theologie, in: Tobias Keßler (Hg.), Migration als Ort der Theologie. Regensburg 2014.
- ▶ **Radebold**, Hartmut, Abwesende Väter und Kriegskindheit. Alte Verletzungen bewältigen (Stuttgart: Klett-Cotta 1. Auflage 2010).
- ▶ **Ders.**, Die dunklen Schatten unserer Vergangenheit. Ältere Menschen in Beratung, Psychotherapie, Seelsorge und Pflege (Stuttgart: Klett-Cotta 6. Auflage 2015).

- ▶ **Ders., Heuft**, Gereon, **Fooken**, Insa (Hgg.), Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive (Weinheim: Juventa 2006).
- ▶ **Ders., Bohleber**, Werner, **Zinnecker**, Jürgen (Hgg.), Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen (Weinheim: Juventa 2008).
- ▶ **Rauschenbach**, Hildegard, Von Pillkallen nach Schadrinsk. Vergeben ja. Vergessen nie. Meine Zeit im „Lager 6437“ und das Wiedersehen nach 43 Jahren (Würzburg: Rautenberg 2004).
- ▶ **Reski**, Petra, Ein Land so weit. Ostpreußische Erinnerungen (München: Ullstein 2002).
- ▶ **Schneider**, Michael, **Süss**, Joachim (Hgg.): Nebelkinder. Kriegsenkel treten aus dem Traumaschatten der Geschichte (Berlin: Europaverlag 2015).
- ▶ **Seiring**, Ursula, Du sollst nicht sterben. Erlebnisse einer deportierten Ostpreußin (Würzburg: Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn 1994).
- ▶ **Ustorf**, Anne-Ev, Wir Kinder der Kriegskinder (Freiburg: Herder 2. Auflage 2009).
- ▶ **Versöhnung steht im Mittelpunkt**. Seelsorge für Vertriebene und Aussiedler im Erzbistum Köln. Interview Tobias Glenz mit Pfarrer Rainer Hoverath, in: Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln 33/15, S. 4f.
- ▶ **Will**, Eva-Maria, „Näher, mein Gott, zu dir“. Geschichte eines ermländischen Kirchenliedes, in: Guttstädter Jahrbuch/Rocznik Dobromiejski Bd. V. deutsch und polnisch (Dobre Miasto/Polen 2014), S. 105-141.
- ▶ **Dies.**, 70 Jahre nach Kriegsende. Zur Pastoral der heilenden Erinnerung und Versöhnung, in: Pbl.67 (2015), S. 328-333.
- ▶ **Winterberg**, Sonya, Wir sind die Wolfskinder. Verlassen in Ostpreußen. (München: Piper 2012).

Adressen und Links

- ▶ **Ackermann-Gemeinde**: www.nachbarnkennen.eu
- ▶ **Aufsteller** (drei Stück, Abb. s.u.) mit informativen Bildern und Texten zur Ausstellung „Leidenswege von Frauen – Im Krieg und 70 Jahre danach“ können hier ausgeliehen werden: sandra.behrendt@erzbistum-koeln.de
- ▶ **Bauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für Aussiedler- und Vertriebenenseelsorge**: Weihbischof Dr. Reinhard Hauke: www.bistum-erfurt.de
- ▶ **Bundesministerium für Migration und Flüchtlinge**: www.bamf.de
- ▶ **Deutsches Historisches Museum Berlin**: www.dhm.de/lemo/kapitel/zweiter-weltkrieg
- ▶ **Ermlandfamilie e.V.**: www.ermlandfamilie.de/
- ▶ **Flüchtlingshilfe im Erzbistum Köln**: www.aktion-neue-nachbarn.de
- ▶ **Flüchtlingshilfe. Projekte der katholischen Kirche**: www.dbk.de/themen/fluechtlingshilfe
- ▶ **Forum für sog. Kriegsenkel** (zwischen 1960 und 1975 geboren): www.forumkriegsenkel.de
- ▶ **Heils- und Leidensweg von Frauen** (Sieben Laken mit aufgedruckten Stationen, Textheft und Bildkarten, vgl. S. 34) können hier bestellt werden: frauen@bistum-muenster.de
- ▶ **Kriegskinderverein** (Forschung – Lehre – Therapie): www.kriegskinder-verein.de

- ▶ **Maximilian-Kolbe-Stiftung**, katholische Stiftung – zur Stärkung der Versöhnungsarbeit in Europa: www.maximilian-kolbe-stiftung.de
- ▶ **Medica mondiale**, Feministische Frauenrechts- und Hilfsorganisation: www.medicamondiale.org
- ▶ **Museum Friedland** zur Geschichte des Grenzdurchgangslagers Friedland (Neueröffnung März 2016): www.museum-friedland.de
- ▶ **NS-Dokumentationszentrum** der Stadt Köln www.nsdok.de
- ▶ **Oberschlesisches Landesmuseum Ratingen**: www.oberschlesisches-landesmuseum.de
- ▶ **Ostpreussisches Landesmuseum Lüneburg**: www.ostpreussisches-landesmuseum.de
- ▶ **Pommersches Landesmuseum Greifswald**: www.pommersches-landesmuseum.de
- ▶ **Stiftung Flucht Vertreibung Versöhnung** in Berlin: www.sfvv.de/
- ▶ **Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland**: www.hdg.de/stiftung
- ▶ **Sudetendeutsches Museum München**: www.sudetendeutsches-museum.de
- ▶ **Trauerpastoral** und Bestattungskultur im Erzbistum Köln: www.abschied-trost.de

Informationstafeln/
Aufsteller zur Ausstellung



Autorinnen und Autoren



Bettina Alberti

Geboren 1960 in Hamburg, ist als Psychologische Psychotherapeutin in eigener Praxis tätig. Ihr fachlicher Schwerpunkt ist die Bedeutung von psychischer Traumatisierung für die seelische Entwicklung und die Bindungs- und Beziehungsfähigkeit.



Monika Brenner

Geboren 1946 in Alsdorf, Ausbildung zur technischen Zeichnerin, von 1965 an autonomes Arbeiten. Ausstellungen in Deutschland, Belgien, Niederlande, Luxemburg, Serbien, Ungarn, USA. 1994 Gründungsmitglied des Vereins „dreieck.triangle.driehoek e.V. Aachen“, Förderverein Kulturschaffender Frauen in der Euregio Maas-Rhein. Ende 2014 in Aachen verstorben.



Britta Julia Dombrowe

Geboren 1977 in Bielefeld, ist promovierte Kunsthistorikerin und Journalistin. Als selbstständige Autorin hat sie Bücher, Texte und eine Vielzahl von Dokumentarfilmen für ARTE, ARD, ZDF, etc. realisiert. Als Kunsthistorikerin verfolgt Britta Dombrowe eine breite Vortragstätigkeit und unterstützt kulturelle Einrichtungen sowie Einzelkünstler in Projekten und Ausstellungen.



Bettina Goebel

Geboren 1961 in Gerolstein/Eifel, studierte Sozialpädagogik an der Katholischen Fachhochschule NRW in Aachen. Seit 1986 beim Bildungswerk der Erzdiözese Köln in verschiedenen Bereichen der Jugend-, Familien- und Frauenbildung tätig, seit 2007 Leiterin der Katholischen Familienbildungsstätte in Bergisch Gladbach.



Maren Gottschalk

Geboren 1962 in Leverkusen, Studium der Geschichte und Politik in München, Promotion in Mittelalterlicher Geschichte. Seit über 20 Jahren schreibt und spricht sie für den WDR Radiosendungen über Geschichte, Kultur und Wissenschaft. Für die Sendung WDR-Zeitzeichen verwandelt sie historische Fakten in lebendige Geschichten. Sie wurde 2007 mit dem Kurt Lorenz-Preis ausgezeichnet.



Andreas Kossert

Geboren 1970 in Hannoversch Münden, ist promovierter Historiker. Studium der Geschichte, Slawistik und Politik, arbeitete von 2001 bis 2009 am Deutschen Institut in Warschau und ist seit Anfang 2010 wissenschaftlicher Referent bei der Bundesstiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ in Berlin. Autor zahlreicher Bücher, wie „Ostpreußen. Geschichte und Mythos“ und „Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945“.



Hanna Krstic

Geboren 1971 in Leverkusen-Opladen, praktiziert seit 20 Jahren erfolgreich in einer eigenen Praxis die TouchLife-Massage und leitet seit zehn Jahren zudem den Kölner Ausbildungsstandort dafür, arbeitet als Dozentin, beschäftigt sich besonders mit den Themen Berührung, Atem, Achtsamkeit und Umgang mit Menschen in schwierigen Lebenssituationen (Trauma nach Kriegsgewalt), Begleitung trauernder oder dementiell erkrankter Menschen.



Aurica Nutt

Geboren 1972 in Düsseldorf, ist Theologin und Historikerin. Derzeit arbeitet sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt „Leib Christi – gendertheoretische Dekonstruktion eines zentralen theologischen Begriffs“ am Institut für Katholische Theologie der Universität zu Köln.



Beatrice Tomasetti

Geboren 1962 in Bergisch Gladbach, Magister Artium in Kunstgeschichte, Philosophie, Germanistik und Italienisch. Von 1988 bis 1997 war sie als Journalistin in der Stabsabteilung Presse und Öffentlichkeitsarbeit des Erzbistums Köln tätig. Seit 2001 arbeitet sie als Journalistin, Autorin, Moderatorin und Fotografin.



Eva-Maria Will

Geboren 1963 in Hannover, katholische Diplom-Theologin und Magister Artium in Kunstgeschichte, Liturgiewissenschaft und Christliche Archäologie. Seit 1990 Referentin in der Abteilung Erwachseneneseelsorge im Erzbistum Köln, überwiegend in der Frauenpastoral tätig, seit 2015 Referentin für Trauerpastoral und Beistandungskultur im Erzbistum Köln.

Die flankierenden Werbeträger im Überblick



Ausstellungsplakat und Flyer mit Veranstaltungsprogramm

Programm zur Veranstaltungsreihe

DIENSTAG, 10.02.2015

„WAS GEHT UNS DAS AN?“

Krieg, Flucht, Vertreibung, Heimatverlust: Beobachtungen in einem Land im Jahr Siebzig nach Kriegsende

Vortrag Dr. Andreas Kossert, wiss. Mitarbeiter bei der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung; Leiter der Bereiche Dokumentationszentrum, Forschung und Veranstaltungen
Vortrag in der Reihe des Domforums „Das Thema“

Ort Domforum Köln, Offene Veranstaltung

MI, DO, FR 18. – 20.02.2015

„WIR KRIEGSKINDER – WIE DIE ANGST IN UNS WEITERLEBT“

Heilende Erinnerung an Flucht, Vertreibung und andere Kriegserlebnisse „im Gepäck“ der Erlebnisgeneration und der sog. Kriegsenkel

Dokumentarfilm und anschließendes Gespräch

Moderation Dr. Dorothe Dörholt, Autorin, Filmemacherin, Dipl.-Psychologin und systemische Therapeutin

18.02.2015 Domforum Köln, Domkloster 3, 50667 Köln
19.02.2015 Katholische Familienbildungsstätte Bergisch
20.02.2015 Katholische Familienbildungsstätte Bonn,
mit *Schreib-Impuls*

AUSSTELLUNG 08.03.2015 – 20.03.2015

LEIDENSWEGE VON FRAUEN – IM KRIEG UND 70 JAHRE DANACH

Eine Ausstellung mit filmischen Interviews und dem „Leidens- und Heilsweg“ der Aachener Künstlerin Monika Brenner und Exponaten aus dem Haus der Geschichte

Die Ausstellung steht unter der Schirmherrschaft von Rainer Maria Kardinal Woelki.

Eröffnung **Sonntag, 08.03.2015**, mit Domkapitular Prälat Josef Sauerborn, Künstlerseelsorger im Erzbistum Köln, Leo Brenner und Dr. Britta Julia Dombrowe, Kunsthistorikerin

Abschluss **Freitag, 20.03.2015**, mit Msgr. Ottmar Dillenburger, Generalpräses des Int. Kolpingwerkes, Msgr. Markus Bosbach, Diözesanfrauenseelsorger im Erzbistum Köln, Dr. Aurica Nutt, spirituelle Impulse

Ort Minoritenkirche, Köln

DIENSTAG, 17.03.2015

„BIRG MICH IM SCHATTEN DEINER FLÜGEL“

Ökumenischer Gedenkgottesdienst für die Kinder und Angehörigen, die während des Krieges am Wegensrand liegenbleiben mussten oder nicht bestattet werden konnten.

Gottesdienst mit Dipl. Theol. Barbara Reible, Pastoralreferentin, und Kordula Bründl, ev. Pfarrerin

Ort Minoritenkirche, Köln

MITTWOCH, 29.04.2015

DIE STUNDE DER FRAUEN

Christian Graf von Krockow, „Die Stunde der Frauen. Bericht aus Pommern 1944 bis 1947“, hat stellvertretend für seine Schwester deren Erinnerungen aufgeschrieben.

Lesung und Gespräch

Sprecherin Marija Bakker, Journalistin, Sprecherin

Gäste Dr. Britta Julia Dombrowe, Kunsthistorikerin, Hanna Krstic, TouchLife Massage-Praktikerin

Moderation Dr. Maren Gottschalk, Historikerin und Journalistin

Ort EL-DE-Haus, NS-Dokumentationszentrum, Offene Veranstaltung

DIENSTAG, 05.05.2015

DIE TRÜMMER VON DER SEELE RÄUMEN

Die sog. Kriegsenkel kennen den Krieg nur aus den Erzählungen ihrer Eltern, haben aber teilweise deren Traumata geerbt. Wie können die heute 40- bis 55-Jährigen ihre Ängste und Gefühle der Einsamkeit und Entwurzelung bewältigen?

Vortrag Bettina Alberti, Psychotherapeutin und Autorin

Ort Karmel Maria vom Frieden, Offene Veranstaltung

DIENSTAG, 12.05.2015

„ICH WAR FREMD, UND IHR HABT MICH AUFGENOMMEN“ (Mt 25,35)

Die Integration der Flüchtlinge nach dem Krieg als Herausforderung für die Migranten- und Flüchtlingspastoral heute

Talk am Dom

Gäste Dr. Frank Johannes Hensel, Diözesan-Caritasdirektor im Erzbistum Köln, Leiter der „Aktion Neue Nachbarn“, Kara Huber, Lehrerin i.R., Autorin und Zeitzeugin, P. Frido Pflüger SJ, Leiter des deutschen Jesuiten-Flüchtlingsdienstes in Berlin, Sonya Winterberg, Journalistin, Fotografin und Autorin

Moderation Marija Bakker, Journalistin, Moderatorin beim WDR

Ort Domforum, Köln
Offene Veranstaltung

AUSSTELLUNG MO

LEBEN AUF DER FLUCHT HEUTE

Acht beispielhafte Biographien stehen beim „missio Flucht Truck“ für das Schicksal von Flüchtlingen und Vertriebenen im Ost-Kongo.

Eine mobile Ausstellung – besonders für Schüler/-innen und Jugendliche ab 13 Jahren geeignet

Standort Spielmannsgasse am CRUX, Jugendpastorales Zentrum, Köln

Impressum

Herausgeber

Erzbistum Köln | Generalvikariat
Hauptabteilung Seelsorge
Marzellenstraße 32, 50668 Köln
www.erzbistum-koeln.de

Redaktion

Eva-Maria Will (verantwortlich)
Beatrice Tomasetti

Druck

Senser Druck, Augsburg –
klimaneutral mit Biofarben auf 100 % Recyclingpapier

Umschlaggestaltung und Layout

Marion Schmidt | grafixx-koeln.de

Bildnachweis

Fotografien: Beatrice Tomasetti

Bilder Einzelnachweise:

S. 1 Umschlagabbildungen: ©akg-images (Kämpfe um Danzig 1945/Flüchtlinge) und Monika Brenner (Heils- und Leidensweg, 7. Station)
S. 3 Hanns Tschira (Abschied von Lübchen)
S. 5 Erzbistum Köln
S. 9 ©Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg, Stuttgart (Karte)
S. 12 ©akg-images (Flüchtlingstreck in Ostpreußen, 1944)
S. 15 Kreisgemeinschaft Heilsberg (Frisches Haff, Eisschiebungen)
S. 17 Kreisgemeinschaft Heilsberg (Flüchtlingseiland); Eva-Maria Will (Gedenkstein)
S. 20 Umschlaggestaltung ©Celestino Piatti
S. 21 Eva-Maria Will (Bahnhof in Stolp/Slupsk 2010)
S. 23 Pixelio
S. 25 Hanna Krstic
S. 28 Erzbistum Köln

S. 36 Monika Brenner (Heils- und Leidensweg, 7. Station)
S. 42 ©2006 Wartberg-Verlag
(Umschlaggestaltung „Mit der Puppe auf der Flucht“)
S. 44 Eva-Maria Will
S. 45 Dietrich Kretschmann (Erzengel Michael)
S. 46 Eva-Maria Will (Gedenkmonument in Stolp/Slupsk 2015)
S. 48 Dorothe Dörholt (Drei Bilder aus dem Film „Wir Kriegskinder...“); ©2012 Piper Verlag GmbH, München (Umschlaggestaltung Sonya Winterberg „Wir sind die Wolfskinder“)
S. 61 Frauke Schneider BDKJ Köln
S. 68 Dorothe Dörholt (Drei Bilder aus dem Film „Wir Kriegskinder...“)
S. 76 Dietrich Kretschmann (Erzengel Michael)
S. 84 Umschlagabbildungen: Rucksack, Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, Foto: Beatrice Tomasetti und Michael Buthe, Der Wanderer, 1972, Blechtonne, Holz, Forsythienzweige und Textilien @ VG Bild-Kunst, Bonn 2015 @ Kolumba, Köln, Foto: Lothar Schnepf

Abdruckgenehmigung (Textauszüge)

S. 18-22 Christian Graf von Krockow, Die Stunde der Frauen ©1997, Deutsche Verlags-Anstalt München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Bild- und Textnachweis: Wir danken allen, die uns Bilder und Texte zur Verfügung gestellt haben, für die freundliche Genehmigung zum Abdruck. Leider war es uns nicht in allen Fällen möglich, die Rechteinhaber ausfindig zu machen. Sollten Sie Rechtsansprüche haben, nehmen Sie bitte Kontakt mit uns auf.

Köln 2016

ISBN 978-3-931739-69-0



*„Muss ich auch wandern in finsterner Schlucht,
ich fürchte kein Unheil; denn du bist bei mir,
dein Stock und dein Stab geben mir Zuversicht“.
(Psalm 23,4)*